

DD

UNIVERSITY  
OF MICHIGAN

PERIODICAL  
READING ROOM

# Monatshefte

*A Journal Devoted to the  
Study of German Language and Literature*



Benno von Wiese / Das Problem der Märchen-Novelle,  
dargestellt an Adelbert von Chamisso's "Peter  
Schlemihls wunderbare Erzählung"

Victor J. Lemke / The Deification of Gottfried Keller

Norman L. Wiley / Sealsfield's Unrealistic Mexico

Heinz Moenkemeyer / Das Politische als Bereich  
der Sorge in Goethes Drama "Die natürliche  
Tochter"

News and Notes

Book Reviews



VOL. XLVIII

MARCH, 1956

NO. 3

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

# Monatshefte

## Editorial Board, 1955-1956

Walter Gausewitz  
R.-M. S. Heffner  
Heinrich Henel  
Werner Vordtriede  
J. D. Workman, *Editor*

Published under the auspices of the Department of German at the University of Wisconsin, Madison, Wis.; issued monthly with the exception of the months of June, July, August, September, and bimonthly April and May.

The annual subscription price is \$3.00; all foreign subscriptions 50 cents extra; single copies 50 cents.

Correspondence, manuscripts submitted for publication, and books for review should be sent to the editor: J. D. Workman, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison 6, Wisconsin.

Subscriptions, payments, and applications for advertising space should be addressed: *Monatshefte*, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison 6, Wis.

Manuscripts should be prepared in accordance with the *MLA Style Sheet*, copies of which may be obtained from the Treasurer of the MLA (6 Washington Square North, New York 3, N. Y.). Price: 25 cents each.

Ten reprints will be furnished gratis to authors of articles; additional reprints will be furnished at 10 cents each.



For Table of Contents Please Turn to Page 159

Entered as second class matter April 15, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.

# Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,  
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Central States  
Modern Language Teachers Association

---

---

Volume XLVIII

March, 1956

Number 3

---

---

## DAS PROBLEM DER MÄRCHEN-NOVELLE

dargestellt an Adelbert von Chamisso's Erzählung  
„Peter Schlemihls wunderbare Erzählung“

BENNO VON WIESE  
*Princeton University*

Adelbert Chamisso's 1813 entstandene Erzählung von Peter Schlemihl ist bis heute fast immer als ein romantisches Märchen aufgefaßt worden oder gar, unter Berufung auf Chamisso selbst, als ein „Kindermärchen.“ Nach der Meinung von Hermann Pongs handelt es sich um eine romantisch allegorische Stimmungsnovelle, die mit ihren tiefsinnigen Verweisen vom Alltäglichen auf das Wunderbare an Tiecks frühere allegorische Märchen sich anschließt. Nach Richard Benz ist die Erzählung ein Kunstmärchen, das zugleich Motive des Volksmärchens benutzt wie Fortunati Glückssäckel, das unsichtbar machende Vogelnest und die Siebenmeilenstiefel. Auch Hermann August Korff hat in dem letzten Band *Hochromantik* seines Werkes *Geist der Goethezeit* dieses Märchen als eine „kuriose Geschichte“ im Sinne Arnims bezeichnet, gleichsam ein Abfallprodukt echter romantischer Dichtung. Nur Thomas Mann hat in seinem sehr lesenswerten Aufsatz über Chamisso in dem Sammelband *Rede und Antwort* (in: *Ges. Werke*, Bd. 9, Berlin 1921, S. 199-226) die Märchentese entschieden abgelehnt und den Ausdruck „phantastische Novelle“ dafür gewählt. Auch die von mir selbst beratene Erlanger Dissertation von A. Peter Kroner *Chamisso, sein Verhältnis zur Romantik, Biedermeier und romanischem Erbe* (Erlangen 1941) geht ähnliche Wege, wenn sie den Ausdruck „Novellen-Märchen“ für diese Erzählung wählt und begründet.

Märchen und Novelle sind zwei Gattungen, die seit der Romantik bis in den Realismus hinein immer wieder sich auf merkwürdige Weise verbunden oder vermischt haben. In der Erzählung von Peter Schlemihl und seinem verlorenen Schatten wird, wie ich glaube, ein Märchenmotiv auf eine durchaus novellistische Weise verwandt. Sieht man sich die Stilgebung dieser Erzählung näher an, so kann man ein starkes Zurücktreten der märchenhaften Züge beobachten. Die räumliche Wirklichkeit wird breit ausgemalt, auch die Zeitfolge ist sorgfältig eingehalten. In

dem Konkreten der Beschreibung ist in vielen Zügen bereits der spätere poetische Realismus vorweggenommen. Der Einzelmensch ist durchaus durch seine soziale Situation geprägt. Die Verwendung des Wunderbaren hat hier offensichtlich nicht die Bedeutung, die Kausalität aufzuheben, um eine Traumwelt noch jenseits des Irdischen sichtbar zu machen. Trotz der Stilform der Icherzählung kann von Subjektivismus keine Rede sein. Schlemihl steht immer schon in einer Umwelt, von der er sich gerade *nicht* frei machen kann und die auf sein Schicksal einen bedeutenden Einfluß ausübt. Kleidung, Körperlichkeit und äußere Bedingungen spielen im Ablauf des Geschehens eine erhebliche Rolle. Aus dem Schweifenden des romantischen Wanderns wird das sorgfältige Sammeln, Pflegen und Hegen, das Botanisieren und Erforschen, der methodische Umgang mit den Dingen, Wanderschaft also als Pflicht und Entsagung. Das alles hat weit mehr mit Stifter und dem alten Goethe zu tun, aber nicht so sehr mit der Romantik. Die einzelnen Stationen dieser meist unfreiwilligen Pilgerschaft sind nicht unbestimmt und verschwimmend – von einer „Landschaft der Seele“ kann keine Rede sein – sondern es sind genau umrissene Orte: das Nordtor, die Norderstraße, ferner zahlreiche, eindeutig fixierte Rastpunkte auf der Reise mit den Siebenmeilenstiefeln durch die Kontinente, ferner die vom Meer versperrten und daher für Schlemihl unerreichbaren Stellen wie Neu-Holland, die Sunda-Inseln. In der Darstellung steht das Seelische keineswegs im Vordergrund. Oft wird es nur indirekt dargestellt. Es äußert sich vor allem im Leiden, das mehr verhalten als laut klagend mitgeteilt wird, gleichsam nach der Weise romanischer Darstellungskunst, von der Oberfläche her aufgefangen. Auf „Stimmung“ wird in solchem Ausmaße verzichtet, daß die Erzählung streckenweise geradezu trocken wirkt. Eine romantische Sehnsuchtsnovelle oder ein romantisches Märchen, denen es um die blaue Blume, um Atlantis oder überhaupt um ein höheres Reich des Traumes und der Kunst geht, ist das alles nicht mehr. In mancher Hinsicht kann man geradezu das Gegenteil behaupten. Die Erzählung bemüht sich um die Kontaktstellen zwischen dem Einzelmenschen und der Wirklichkeit. Auch das Märchenhafte ist nur ein Gleichnis für diese ganz unmärchenhafte Thematik. Neben dem Märchenhaften steht außerdem der breite Bereich des Alltags und der bürgerlichen Welt, der auf manchen Strecken eine solche Vormachtsstellung gewinnt, daß die märchenhaften Züge fast ganz zurücktreten.

Was aber bedeutet diese Alltäglichkeit? Sie ist nicht etwa die entzauberte, philiströse Welt, die Welt ohne höhere Weihe wie bei Hoffmann, sondern sie ist der Bereich des reinlich Umschränkten, des bürgerlich Sozialen, der von Schlemihl und ebenso auch von Chamisso vergeblich begehrt und erstrebt wird. Darin vollzieht sich die genaue Abkehr von der Romantik. Denn die romantische Dichtung wollte mit



dem Märchen gerade der bürgerlichen Ökonomie entfliehen. Die Ausmerzung des Wunderbaren galt den Romantikern als eine negative Tendenz der Verbürgerlichung. Der Romantiker verlangte eine poetische Freiheit noch jenseits der als banal erlebten Realität. Für Chamisso liegen die Dinge entgegengesetzt. Hier wird die Einordnung in einen keineswegs magischen, sondern friedlich gewöhnlichen Raum durchaus gesucht. Aber sie gelingt nicht, sie ist Peter Schlemihl nicht mehr gestattet. Das Märchenmotiv des Schattens wird zum dichterischen Gleichnis für diesen verlorenen Bezug zur alltäglich bürgerlichen Welt.

Man könnte nun meinen, an dem Verlust dieser bürgerlichen Welt seien die dämonischen Mächte schuld. Aber die Geschichte von Peter Schlemihl ist kein Dämonen-Märchen. Auch der Teufel ist weitgehend entdämonisiert. Er wirkt wie ein unangenehmer fataler Zeitgenosse, er trägt eine rationalistische Metaphysik vor, und sein Handel um die Seele hat nicht allzuviel Gewicht. In der zugespitzten Krise des Helden wird diesem die Entscheidung durch eine Ohnmacht rechtzeitig abgenommen. Von hier aus läßt sich also das Wesentliche der Erzählung, das, was ihren Reiz ausmacht, nicht fassen. Damit sind wir wieder auf das Märchenmotiv des Schattens angewiesen. Wir werden fragen müssen, was der verlorene Schatten eigentlich bedeutet und in welcher Weise er die Erzählung profiliert. Aber läßt sich die Geschichte überhaupt allegorisch verstehen? Bei der genauen Lektüre spürt der Leser, daß sich der Schatten nicht einfach auf einen bestimmten Begriff zurückführen läßt, sicher auch nicht auf den Begriff verlorenes Vaterland. Dennoch sind es der Schatten und der Schattenverlust, die der Erzählung den Umriß geben; sie schließen das Erzählte erst zur Einheit zusammen und werden so – mit Paul Heyse zu sprechen – zu dem „Falken“ der Novelle. Denn hier tritt der geistige Gehalt des Erzählten unmittelbar und anschaulich ins Bild. Aber der Schatten als Formprinzip dieses Erzählens bedeutet nicht etwa ein Ausweichen aus der bürgerlichen Welt in die romantisch märchenhafte. Dann freilich wäre die Geschichte in der Tat nur „kurios.“ Der Verlust des Schattens wird unmittelbar fühlbar in der Berührung mit anderen Menschen, ja mit der gesamten sozialen Welt. Zu Beginn ist Schlemihl noch so naiv, seine eigne Schattenlosigkeit überhaupt nicht zu verbergen, weil er sie für bedeutungslos hält. Aber alle Leute rufen bereits etwas hinter ihm her. Immer heißt es: der arme Mensch hat keinen Schatten, oder noch nachdrücklicher in dem Zwischenfall mit dem Kunstmaler: „Wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste.“ Mit diesen Worten verläßt er ihn mit einem „durchbohrenden“ Blick. So wird uns nach und nach suggeriert, daß der Schattenlose ein Gezeichneter, ein Anstößiger, ein Verdammter ist, so daß wir Ausdrücke wie „düsteres Geheimnis“ nicht mehr als übertrieben finden. Da hilft kein Gold, der Schattenlose fällt unter allen Umständen auf. Er erscheint als

zweifelhaft, als unordentlich, als bedenklich. Er wirkt wie ein Abenteuerer, ein Vagabundierer. Man will nichts mit ihm zu tun haben.

Offensichtlich geht es darum, daß, ohne Schatten zu sein, den Verlust des „sozialen Ich“ bedeutet, das heißt der jeweiligen Quer- und Rückverbindungen, in der der Einzelmensch mit anderen Menschen steht. Der Schattenlose ist allein. Nur der treue Freund steht noch neben ihm. In der Vorrede zu der französischen Ausgabe von 1838 hat Chamisso über den Schatten selber gescherzt. Aber man darf doch wohl nicht mit Thomas Mann den Zuruf am Ende dieser Vorrede: „Songez au solide“ als ironischen Zuruf des Romantikers an die Bürger und Philister verstehen. Chamissos Erzählung bewegt sich manchmal fast elegant zwischen dem Grotesken und dem Tragischen. Aber der Verlust des Schattens bleibt eine ernste Sache. Denn damit ist ja keineswegs das gemeint, was wir etwa sonst mit der Vorstellung des Schattenhaften verbinden: das nicht Wirkliche, das Scheinhafte, das Wesenlose. Andererseits ist der Schatten nicht mit dem individuellen Menschen oder mit seiner Seele identisch. Mit dem „Soliden,“ auf das wir achten müssen, ist nicht das absolut „Wesentliche“ gemeint. Der Schatten ist das märchenhafte Symbol für eine sehr reale Sache, nämlich für die bürgerliche Solidität und menschliche Zusammengehörigkeit, für das, was allen Menschen gemeinsam ist. Im Schatten geht es um das Zwischenmenschliche, das Verbindende, um die Kontaktstellen, um das Umgreifende im sozialen Dasein. Der geworfene Schatten zeigt gleichsam an, in welcher Weise der Einzelmensch jeweils in das soziale Leben eingeordnet ist. Projiziert sich der Schatten stärker und breiter, so ist auch der Grad der Einordnung ein festerer und verwurzelterer. Das darf jedoch nicht in einem moralischen Sinne mißverstanden werden. Denn Rascal, der ein durchaus übler, ja krimineller Bursche ist, hat es dennoch vor dem weitaus anständigeren Schlemihl voraus, über die erfreuliche Solidität eines solchen Schattens zu verfügen.

Der Schatten als ein Symbol, das zur gesamten Existenz des Menschen gehört, läßt sich gegen einen niederen und gegen einen höheren Wert abgrenzen. Der niedere Wert ist das Geld. Der Schatten erscheint mit ihm verglichen als das Wirklichere und Wesenhaftere. Denn trotz seiner sozialen Funktionen oder vielleicht gerade auf Grund dieser sozialen Funktionen behält das Geld etwas Chimärisches, Flüssiges und Wandelbares und daher durchaus Unzuverlässiges. Der höhere Wert ist der Reichtum des eignen „besseren Selbst“ und seiner Innerlichkeit, die einmalige Person, die unsterbliche Seele. Aber dennoch wird auch dieser höhere Wert zweifelhaft, wenn man ihm gleichsam den Unterbau der im Schatten verbürgten Existenz geraubt hat. Wer aber seinen Schatten verloren hat, wer sich aus Volkstum, Stand und Familie, durch eigne Schuld oder durch schicksalhafte Einwirkung losgelöst hat, wer ein Entwurzelter, ein Heimatloser, ein Vertriebener geworden ist, dem

bleibt nichts anderes übrig, als diese Existenz mit klarem Bewußtsein zu ergreifen. Das heißt, er kann fortan nur vom reinen Selbst her und in der Beziehung zur reinen, rational aufgefaßten Natur leben, nicht aber in der Geborgenheit der menschlichen Gemeinschaft. Er ist gleichsam der Mensch ohne Gehäuse. Es braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, wie sehr dieses soziologische Problem bei Chamisso aus dem Biographischen herausgewachsen ist, aus der Situation des Mannes, der Franzose und Deutscher zugleich sein mußte, der zwei Vaterländer sein eigen nannte, aber dabei in Gefahr geriet, beide zu verlieren. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Peter Schlemihl in dem schicksalsvollen Jahr 1813 geschrieben wurde.

Der Verlust des bürgerlichen und alltäglichen Raumes kann nicht wieder eingeholt werden. Ein reines schattenloses Ich sein zu müssen, ist weitaus mehr ein Fluch als eine Gnade. Wohl besitzt Schlemihl Persönlichkeit, Seele und Vernunft auch ohne den Schatten, aber er besitzt nicht mehr die Gemeinschaft. Und gerade auf die kommt es an. Sein Wandern entspringt darum auch nicht aus der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren oder gar aus der Sehnsucht nach der Sehnsucht, es setzt vielmehr den Verlust des Angestammten voraus, das alle anderen Menschen ohne jede Schwierigkeit besitzen. In der Erzählung von Peter Schlemihl ist nicht mehr das Geniale, Außergewöhnliche, Exzentrische der entscheidende Wert, sondern umgekehrt das Gewöhnliche, ja das Banale; nicht das, was den Menschen von allen anderen Menschen unterscheidet, sondern das, was er mit allen anderen Menschen gemeinsam hat.

Am Ende bleibt Schlemihl der Trost der Selbstironie, die gelassene Einwilligung in seine erzwungene Schattenlosigkeit und die überpersönliche, wissenschaftliche Aufgabe. Das alles kann zwar den bürgerlichen Frieden, die Idylle, die Sicherheit einer mit anderen Menschen geführten Existenz nicht ersetzen. Nur die Märchen-Sælde der Siebenmeilenstiefel gestattet eine begrenzte Versöhnung. Aber auch diese Märchengabe erhält durch den ironischen Einfall mit den „Hemmschuhen“ den Charakter einer bürgerlichen Wirklichkeit, und die ironisierte Situation ist damit eher grotesk als märchenhaft. Chamissos Wissenschaftsideal gehört noch ganz in die Welt des 18. Jahrhunderts hinein. Zum Wesen der Wissenschaft gehört die Voraussetzungslosigkeit, und das erst macht sie zu einer Daseinsform ohne „Schatten.“ Nur wo die Vernunft sich von den sozialen Bedingtheiten, in denen der Mensch sonst mitten darin steht, zu befreien vermag, erhebt sie sich zum reinen Ideal der Wissenschaft, zur ungetrübten, interessellosen Kontemplation. Dieser Entschluß Schlemihls, sich in den Dienst der Naturwissenschaft zu stellen, bedeutet zugleich auch eine Sühne, weil er die für alle geltenden Schattenverpflichtungen der Gesellschaft verletzt hat. Von einer revolutionären Haltung ist er weit entfernt. Die im Symbol des Schattens gefaßte Exis-

tenz als bürgerlich soziales Ich und die Geltung der gesellschaftlichen Ordnungen wird voll anerkannt. Ohne Bindungen vermag Schlemihl jedoch nicht zu existieren. Als Schattenloser leidet er unter der Bindungslosigkeit; am Ende ist ihm dennoch eine Bindung gestattet, in der er von sich selbst absehen kann, nämlich die Bindung an den Geist. Das bedeutet für ihn zugleich die Rettung seines „besseren Selbst.“

Das Motiv vom verlorenen Schatten hält die ganze Erzählung zusammen. Es gibt ihr eine novellistische Pointe, die sich in die Form des Märchens nur verkleidet hat. Novellen-Märchen oder Märchen-Novelle scheint mir der beste Ausdruck für diese Art von Gattung. Denn der eigentliche Gehalt des Ganzen ist durchaus unromantisch und auch unmärchenhaft. Das zeigt sowohl die Struktur der Erzählung wie die Art des Erzählens. Nicht die Märchenexistenz des Menschen ist das Entscheidende, sondern seine soziale, seine wirkliche Existenz. Das Leiden am Verlust einer solchen Existenz sprach sich in der gesteigerten dichterischen Form des Schatten-Symbols aus. Dieses gab Chamisso die Möglichkeit, ein Märchenmotiv mit einer Novellenpointe zu verschmelzen. Man wird Chamissos Erzählung nur dann gerecht beurteilen können, wenn man sie nicht wie bisher nach rückwärts, im Erzählraum der Romantik verankert und als einen blassen allegorischen Ableger betrachtet, sondern, wenn man sie von der späteren Entwicklung der deutschen Literatur her deutet, als einen Vorläufer, dem es bereits gelingt, die sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts in einer allegorisch-symbolischen Gestaltungsform auszusprechen. Diese knüpft zwar an die überlieferte romantische Form des Märchens noch an, verwandelt sie aber bereits so entscheidend, daß das neue bürgerliche Bewußtsein des Realismus in ihr schon zum Durchbruch gelangt. Solche Vorwegnahme mußte im Jahre 1813 noch mit einer Erzählform bezahlt werden, die nicht eindeutig sein konnte, sondern sich schwebend zwischen Märchen und Novelle, zwischen Allegorie und Symbol bewegen mußte.\*

\* Dieser Aufsatz erscheint demnächst auch in erweiterter Form in meinem Buch *Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka, Interpretationen* (Verlag August Bagel, Düsseldorf).





## THE DEIFICATION OF GOTTFRIED KELLER

VICTOR J. LEMKE  
West Virginia University

Gottfried Keller's literary reputation was, for the most part, limited to Switzerland until the last ten years of his life. In spite of the enthusiastic support of such eminent contemporaries as Theodor Storm, Paul Heyse, and Friedrich Theodor Vischer, Keller was regarded by most Germans as a good, entertaining story-teller, who did not have to be taken too seriously. Even his fellow countrymen, who have had few good authors to idolize and often exaggerate the virtues of their better writers, were slow in giving him the recognition he deserved.

The chief obstacle on Keller's way to fame seems to have been his sense of humor. It is an unfortunate fact that most critics regard tragedy as a more profound literary form than comedy or satire. During his career Keller had to defend himself frequently against the conservative tastes of his friends, who tried to make him delete or modify the most exuberant manifestations of his humor. His *Schmurren* (crude comic episodes or farces) were the main targets for criticism. In *Dietegen*, for instance, the fun-loving people of Seldwyla are the natural enemies of the long-nosed, bigoted citizens of Ruechenstein, and whenever they capture one, they give him six lashes on his buttocks and then paint his long nose black before they send him home. A brush and a bucket of black paint are kept handy on the city gate; the bucket is called the "friendly neighbor." Another controversial episode was the concluding scene of *Die arme Baronin* where the baroness' second husband takes revenge on her first husband and her two brothers by tricking them into providing the chief entertainment at the wedding celebration: the three reprobates are dressed in goatskins, with horns on their heads and sturdy cowtails behind; these tails are then tied together and attached to a long rope, by which the men are pulled along backward at the end of a gay procession, accompanied by the laughter and cheers of the wine-drinking wedding guests. Theodor Storm, who had almost no sense of humor and merely tolerated Keller's love of fun, was particularly horrified by this crude scene and insisted that Keller remove it before the story was published in book form.<sup>1</sup> Keller did not take Storm's advice here; in fact, he never accepted Storm's suggestions for major changes in his stories. He considered him "naive" and referred to him as a "quiet goldsmith and silver-filigree craftsman."<sup>2</sup> Perhaps he distrusted the critical opinions of a man who would let his wife sit beside him and pass judgment on his stories while he wrote them (*Briefwechsel*, p. 128).

<sup>1</sup> Köster, Albert (ed.), *Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller*, 2nd edition (1904), pp. 110-111.

<sup>2</sup> Ermatinger, Emil, *Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher*, 6th and 7th editions (1924), III, 133, 426. (In the rest of this paper, references to Ermatinger's biography will be indicated by E.)



As for his *Schnurren*, he stated that North Germans could not appreciate such typically South-German "Volkshumor" because the Reformation had cleaned out most of their "Fastnachtslaune," leaving a "pastorlicher Kirchenernst" in its place (ibid., p. 31).

It is touching to observe how Keller felt compelled to apologize for his more extravagant outbursts of comedy. He wrote to Storm, for instance, that he hoped to get rid of his "stupid jokes" ("meine dummen Späße") before he died (ibid., p. 31). He wrote to Heyse that his *Schnurren* came to him irresistibly and then remained lying in his field like immovable erratic boulders. In explanation he remarked that there had always been "eine ungeschriebene Komödie" inside him, and that if he had ever been able to write this "monstrosity of a comedy," he would have been free of this "affliction" (E, III, 396). Obviously this "unwritten comedy" was nothing but Keller's sense of humor which he did not sincerely try to repress. In his later years, as he undertook the final revision of his works, he did tone down numerous words, phrases, and incidents that might offend his prudish public. Seldom, however, did he completely discard any humorous idea.<sup>3</sup>

The passing years have demonstrated that Keller was justified in ignoring the admonitions of his conservative friends and writing as he pleased. Gradually the realization came that Keller's humor was not just a whimsical eccentricity that had to be tolerated, but was a basic aspect of his style and greatness. In 1909 Calvin Thomas wrote: "Keller was a romantic realist with the soul of a poet, the eye of a man of science and the temperament of an artist who loves life in all its manifestations. But this leaves his humor out of account, and his humor is precisely the best part of him. . . . By virtue of their sound realism and their engaging humor, Keller and Reuter are the two mid-century novelists whose work now seems likely to last the longest."<sup>4</sup> About thirty-five years later Victor Lange gave similar recognition to Keller's humor: "Keller is serene and lambently ironic, and as a consummate humorist, more effective than any other modern German novelist."<sup>5</sup> Friedrich Kummer's praise of Keller is more moderate, but he is just as aware of the importance of humor in the author's style: "Keller ist als Lyriker oft spröde, als Epiker oft weitschweifig, seltsam, geziert, prosaisch, überhaupt ungleich in der Ausführung. . . . Was die oft widerstreitenden Elemente seiner Kunst zusammenhält, ist die Persönlichkeit des Dichters und sein Humor, der an den Jean Pauls heranreicht. Keller übertrifft jedoch Jean Paul in Formvollendung, Schönheit,

<sup>3</sup> It is regrettable that he did omit the story about the big icicle from the Litumlei chronicle in the revised version of *Der Schmied seines Glückes*. See *Sämtliche Werke*, ed. Jonas Fränkel (Erlenbach-Zürich, 1927), VIII, 457.

<sup>4</sup> Thomas, Calvin, *A History of German Literature* (New York, 1909), pp. 390-391.

<sup>5</sup> Lange, Victor, *Modern German Literature 1870-1940* (Ithaca, 1945), p. 17.

Lebensfülle und edlem Maß, an Freude an Farbigen und Frohem und an wahrhaft göttlichem Humor."<sup>6</sup>

Having finally acknowledged the importance of Keller's humor, most German critics make sure that no one suspects them of laughing for frivolous reasons. After all, simple relaxed enjoyment of Keller's fun might suggest that both they and Keller have shallow minds. They have therefore affixed to his works the label "der große Humor" (also called "deutscher Humor" or "germanischer Humor"). Since this typically German concept of humor is very prominent in modern judgments of Keller, it requires some elaboration here. One of the best presentations of the concept appears in Johannes Volkelt's *System der Ästhetik*<sup>7</sup> (Schiller would be another good source for some of the ideas). Volkelt severs the comic from all connection with either the tragic or the sublime and opposes it only to the non-comic or the serious (II, 343). He claims that when "das Komische" becomes "der Humor" it is just as profound as "das Tragische" (II, 529). This exalted idea of humor is neatly expressed as follows: "Der Humor hat sein Ergötzen am Spiel, seine unbefangene Freude an komischen Überraschungen, er schwelgt in komischen Ungeheuerlichkeiten, er gebärdet sich närrisch und grimassenhaft, und dennoch hat er zugleich erkennendes Interesse, betrachtet die Welt mit den Augen eines erfahrungsgesättigten, vom Leben gereiften Weisen, dringt philosophisch bis zu den letzten Fragen und Rätseln vor" (II, 531). Successful humor presupposes a feeling of freedom and individuality, as well as a profound, significant, harmonious view of life. A dose of pessimism is helpful, too: "Nur wo die Weltanschauung einen starken pessimistischen Einschlag hat, kann ein Humor entstehen, der, indem er mit der Welt spielt, sie zugleich in ihren Widersprüchen und Abgründen hellseherisch aufwühlt. Und nur ein Humor von dieser Art erfüllt wahrhaft seinen Begriff" (II, 535, 539, 540). Finally there is the "optimistic humorist" (as exemplified by Gottfried Keller in *Der grüne Heinrich*) who has a "loving, grateful attitude toward the gifts of nature and of fate," no matter how much he may smile and even sneer at the vanities of the world (II, 553).

Ricarda Huch seems to have fixed the pattern for most modern criticisms of Keller when her little book on him was published in the *Insel-Bücherei* in 1914; at any rate, most subsequent discussions of Keller's humor read like paraphrases of her opinions: "Mit der Objektivität hängt auch der Humor zusammen, indem sie auf einen hohen Standpunkt stellt, von welchem aus das Wichtige in bezug auf Höheres als unwichtig und alles im Wechsel der Beziehungen zu erkennen ist, wozu freilich, damit wir von Humor sprechen können, ein gleichmäßig wohlwollendes

<sup>6</sup> Kummer, Friedrich, *Deutsche Literaturgeschichte des 19. u. 20. Jahrhunderts*, 17-20th editions (Dresden, 1924), I, 466.

<sup>7</sup> Volkelt, Johannes, *System der Ästhetik* (Munich, 1910), II (*Die ästhetischen Grundgestalten*).

Gefühl kommen muß. Bei Keller haben wir die Überlegenheit des Intellektes und die der Liebe; er will uns fast wie ein guter alter Himmelvater aus Kinderbibeln vorkommen, der mit unendlichem Wohlgefallen, doch oft nicht wenig belustigt, auf seine eigenwillige Schöpfung herunterblickt . . . Dies göttliche Umfassen und lächelnde Durchschauen, das den Grundton seiner Werke bildet, scheint mir für Keller wesentlich charakteristisch zu sein."<sup>8</sup> A few years later Emil Ermatinger offered a parallel tribute: "Die tiefe Liebe des Realisten zu allem Gewordenen, das mitleidvolle Verständnis für jede menschliche Not und Kleinheit erwärmt die romantische Ironie zum Kellerschen Humor. Der Dichter schwebt nicht nur, wie ein in seiner Vollkommenheit befriedigter Gott, teilnahmslos über dem Leben, er steht zugleich tief leidend mitten in seinem Ringen und Mühen . . . Die intellektuell überlegene und zugleich fühlend gebundene Stimmung gegenüber dem Leben gibt den 'Leuten von Seldwyla' den funkelnden Glanz und die wundervolle Wärme" (E, I. 362).

Keller's love for humanity and all of nature is frequently proclaimed. Thus Hermann Boeschstein declares: "Keller ist nicht vor allem Humorist, eher . . . ist er der große Liebende."<sup>9</sup> In the study "Die Struktur des Humors bei Gottfried Keller" Kurt Esselbrügge concludes with the statement: "Liebe und Güte sind das letzte Wort des Humors."<sup>10</sup> The same opinion is expressed by Hildegard Demeter in her very comprehensive monograph on Keller's humor: "Diese Liebe zum Ganzen der Welt erfüllt Kellers Humor mit dem tiefen Wohlwollen und der Wärme des Gemütes, die wir nun einmal vom deutschen Humor nicht lösen können."<sup>11</sup> This benevolent attitude is reflected in Keller's works as a good-natured mood, a cheerful serenity, which is supposed to be an indispensable characteristic of "der große Humor." Humor may make use of all forms of crude or subtle comedy, satire, wit, irony, etc., but it can dispense with them altogether (ibid., pp. 109, 111). In other words, "der deutsche Humor" does not actually have to be funny: a sunny mood is enough.

Although Keller was well-informed about the various theories of humor, he used the word indiscriminately for a good-humored mood, low comedy, and "der große Humor" (ibid., p. 108). To the consternation of some critics, Keller's humor does not always match the idealized standards that they consider characteristic. These critics are too humorless to understand that Keller had a sense of humor and liked to have fun while he wrote. They take seriously his statement to Heyse that

<sup>8</sup> Huch, Ricarda, *Gottfried Keller* (Leipzig, 1914), pp. 30-31.

<sup>9</sup> Boeschstein, Hermann, *Gottfried Keller. Grundzüge seines Lebens und Werkes* (Bern, 1948), p. 113.

<sup>10</sup> Esselbrügge, Kurt, "Die Struktur des Humors bei Gottfried Keller," *Jahrbuch der Charakterologie*, VI (1929), 210.

<sup>11</sup> Demeter, Hildegard, *Gottfried Kellers Humor* (Germanische Studien, Nr. 201), (Berlin, 1938), p. 23.

his more boisterous bits of comedy forced their way into his works against his will, and that he hoped to get rid of this affliction. Thomas Roffler calls this kind of humor "barock" and claims that it is "dämonisch" in origin, that is, the result of an irresistible subconscious urge.<sup>12</sup> A similar idea is expressed by Demeter (p. 58), who believes that Keller's delight in satire and also his "Lust am barocken Spiel" have burst forth "aus dunklen, unbewußten Gründen seiner Natur."

Since "der große Humorist" must be both benevolent and wise, the critics deem it essential to prove Keller's profundity. The opinion that his humor has a moral basis is often expressed. According to Oskar Walzel, Keller's morality signifies the greatest possible morality that can be achieved in a materialistic view of life. His characters do not need external consolation: they have a wealth of understanding, the ability to look at the world objectively (Keller would have called it "Geistesfreiheit") which enables them to laugh at their own vicissitudes.<sup>13</sup> Ermatinger (I, 362) says: "So gibt Kellers Humor nicht nur heiteres Spiel und einen Anlaß zu lachen, sondern er ist der Ausdruck der Sittlichkeit des Dichters." Esselbrügge claims that the occasional moral harshness of Keller's humor is a mark of its greatness (p. 32).

If Keller's admirers stopped at this point, no fault could be found with their efforts. Many critics, however, are convinced that a materialistic or consistently realistic Weltanschauung is shallow. Since Keller leaves absolutely no doubt as to his disbelief in a personal god and the immortality of the soul, he presents a real problem to his deifiers. They solve it by making a religion out of his "Diesseitigkeit." Ricarda Huch (p. 25) seems to have set the standard again: "Dies lautere Gottesbewußtsein bildet den goldenen Grund aller Dichtungen Kellers: ein tiefes Ruhen in der Vernunft des Alls, dem er sich selbst angehörig fühlt." Harry Maync writes: "Was jetzt an die Stelle seines früheren Theismus tritt, ist nun aber mitnichten ein kahler Atheismus, ein flacher Materialismus, sondern ein pantheistisch verinnerlichter Naturalismus, der doch immer Religion bleibt und den Begriff und die Verehrung des Göttlichen bewahrt und hochhält."<sup>14</sup> Similar statements can be found in almost any book on Keller.

How the volatile Keller would have reacted to these attempts to save his soul posthumously, can easily be imagined. He certainly was as explicit about his disbelief as he dared to be without becoming a martyr for his principles. Little comments in his letters reflect his disbelief: "Ob auf Weihnachten gedruckt werden kann, ist sehr zweifelhaft, auch nicht nötig: wozu mit dem Heidenzeug immer hinter dem Christkindchen her-

<sup>12</sup> Roffler, Thomas, *Gottfried Keller. Ein Bildnis* (Leipzig, 1931), pp. 60-61, 71.

<sup>13</sup> Walzel, Oskar, "Gottfried Kellers Humor," *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, XVII (1930), 188-198.

<sup>14</sup> Maync, Harry, *Gottfried Keller. Sein Leben und seine Werke* (Leipzig, 1923), pp. 27-28.



laufen, dem armen Wurm?" (E, III, 456-457), or "der vulgäre Glaube, 'etwas müsse sein wegen der Plebs,' wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen" (E, III, 147). His best-known testimony appears in *Das verlorene Lachen*. When Justine asks Jukundus what they should do about religion and the church, he replies, "Nichts" and adds, "Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet, wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden."<sup>15</sup> This confession might be interpreted as being agnostic rather than atheistic, but it certainly does not sound religious! It is therefore startling to read in Roffler (p. 97) that *Das verlorene Lachen* is "ein religiöses Bekenntnis ersten Ranges." Ernst Akert makes the shrewd observation that Ricarda Huch and others have attributed to Keller Hegelian concepts that he did not profess.<sup>16</sup>

In order to fit Keller into the German concept of Humor, his admirers have perpetuated the myth of a wise, objective, God-like individual who had a great love for mankind and all of nature. It is difficult for me to comprehend how anybody who has made a careful study of Keller's life, letters, and works, can really believe this. I do agree with most critics in discounting the biased testimony of Keller's first biographer, Baechtold, who writes: "Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen . . . Nirgends eine dauernde Neigung . . . , nirgends eine ganze innige Freundschaft. Dem Manne fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet."<sup>17</sup> In 1885 Keller had a violent quarrel with Baechtold in a cafe and never resumed their friendship. Although he had given Baechtold permission to collect material for his biography, he gradually grew suspicious of him, accusing him of making snap judgments and of counting the number of times Keller got drunk (E, I, 531). Consequently Baechtold's opinion has a strong odor of prejudice. Ermatinger (I, 659) offers contrary testimony from Keller's friends but adds that a creative artist must in a certain sense be an egoist, whose surroundings are chiefly material for experience, and that it is natural for him to shove this material aside after he has assimilated it.

<sup>15</sup> *Sämtliche Werke*, VIII, 429.

<sup>16</sup> Akert, Ernst, *Gottfried Kellers Weltanschauung*, 2nd edition (Lugano, 1942), p. 72.

<sup>17</sup> Baechtold, Jakob, *Gottfried Kellers Leben*, 3d edition (Berlin, 1897), III, 314.



Keller was noted for his bad temper. He was constantly getting into fights when he was drunk. When he was in a good humor, he was a delightful companion who could keep a tavern crowd amused indefinitely with his talent for mimicry and his humorous narratives, which sounded even funnier because of a slight speech-defect (he pronounced his "sch" sounds with a preceding "L") (Baechtold, III, 294). However, if he happened to detect someone he disliked in a group, it took only a word or a look to make him explode in rage. He would jump to his feet, knock the glasses over, order the person to leave the tavern, or start slugging (E, I, 529-530). He was what he would have called a "Schmoller." He did not make friends readily, and he was likely to lose them quickly unless they lived at a distance. In 1873 Karl Dilthey wrote to Marie Exner: "Keller ist so gründlich einsam, und die Exneri und ich sind so ziemlich die einzigen Menschen, die er vertragen kann" (E, I, 430). Although these facts do not suggest a loving, objective, God-like humanitarian, Ermatinger (I, 22) is probably correct in his psychological interpretation when he states that Keller's defiant taciturnity was actually a protective covering for oversensitive feelings. Similarly Eduard Engel speaks of "der Strahl innerer Güte" that flashed through "die rissige rauhe Schale eines zur Gewohnheit gewordenen, einsamen, frauenlosen Murrkopfes."<sup>18</sup>

It is possible that an author's works might reveal a kindly Humor even if it were not dominant in his personal life. Keller, however, is usually benevolent only to the characters who share his philosophy of life: those who do not, are almost always punished, sometimes to the tune of a good-natured chuckle, to be sure, but now and then with brutal harshness (as in the *Kammacher*, for example). As Herbert Cysarz puts it: "was nicht heimische Marke trägt, liegt ihm außerhalb menschlicher Liebe und göttlicher Gnade."<sup>19</sup> Most critics have had difficulty in reconciling this cold-hearted Keller with their idealized picture of him. They say that even a benign humorist has to lose his patience once in a while.

When we consider Keller's so-called love of nature, his idealized portrait again seems ridiculous. He did like to paint landscapes in his younger years; his poems, especially the earlier ones, profess a love of nature which was no doubt sincere. He liked cats, too. However, this great lover of nature neglected her almost completely during the second half of his life. For a while he took his sister Regina walking or went on boat rides with her on Sunday afternoons (Baechtold, III, 317), but then he abandoned this practice and led a strictly urban existence: walking to taverns was his chief form of recreation. I grant, though, that he might have paid more attention to his natural surroundings if he had

<sup>18</sup> Engel, Eduard, *Geschichte der deutschen Literatur*, 8th edition (Leipzig-Wien, 1910), II, 222.

<sup>19</sup> Cysarz, Herbert, *Von Schiller zu Nietzsche* (Halle a. d. S., 1928), p. 194.

enjoyed walking: unfortunately he had such short legs beneath his ponderous torso that walking caused him discomfort.

The requirements for "der große Humor" are so exalted that scarcely any mortal poet could adequately satisfy them. In Keller's case they have led to self-contradictions and delusions in the evaluations of his work. We find that benevolence is not one of his outstanding characteristics, and that he is not particularly tolerant and objective. Whether his realism is profound or not, depends upon the reader's own philosophy. "Der große Humor" is an unnecessarily elaborate explanation for the cheery warmth of Keller's stories: inasmuch as Adolf Frey informs us that Keller used to postpone writing anything, even a letter, to a day when he was in a good mood,<sup>20</sup> much of the so-called Humor in Keller's stories may not be due to a kindly feeling for all creation nor to the consolation of a profound philosophy but could more logically be attributed to glands, digestion, or other physical sources. Then, too, the sunny atmosphere is often literally a sunny atmosphere: it rarely rains on Keller's heroes and heroines. An additional cozy effect is created by the liberal use of diminutives.

Now if we remove the label of "der große Humor" and also retain Keller's philosophy in its original realism, what do we have left? Surely a more credible and human Gottfried Keller than the nauseatingly sweet paragon on the pedestal. In my opinion, Keller, with his feeling of social responsibility, his loyalty to the tenets of democracy, and his happy, courageous acceptance of his empirical limits, can still provide the modern reader with meaningful experiences. Best of all there remains his gift of laughter. It is Keller's humor, his abundance of delightful, imaginative detail, that makes him the greatest master of the German *Novelle* and the superior of writers such as Storm, Meyer, and Stifter, who may surpass him in elegance of style. So let us admit that he is, to a great extent, a satirist and a "Spaßmacher," then relax, and with unperturbed consciences derive hilarious delight from reading and re-reading our favorite episodes in Keller. In a world that contains an unpleasantly large percentage of grim-faced, wild-eyed fanatics we should be grateful for the occasional jester who can relieve our tensions and restore things to a proper balance and perspective.

<sup>20</sup> Frey, Adolf, *Erinnerungen an Gottfried Keller*, reprint (Bern, 1940), p. 40.



## SEALSFIELD'S UNREALISTIC MEXICO

NORMAN L. WILLEY  
*University of Michigan*

All the evidence that Sealsfield visited Mexico is contained in his own statements. This evidence, however, has been entirely satisfactory to commentators and biographers, e.g. Faust, *Sealsfield, der Dichter beider Hemisphären, sein Leben und seine Werke*, Weimar, 1897, who even spins together quite an account of Sealsfield in Mexico (p. 73): "Für seine englische Ausgabe des 'Tokeah' muß der Author eine Summe erhalten haben, welche es ihm ermöglichte, nach Mexico zu reisen, wo er sich, scheint es, bis 1829 aufgehalten hat. Er besuchte erst die bedeutendsten Städte, Vera Cruz, Pueblo [sic], Mexico und andere . . . Er bereiste auch den malerischen südlichen Theil von Mexico, ein Unternehmen, welches damals mit großen Gefahren verknüpft war, und dessen literarische Frucht erst vierzehn Jahre später, in der spannenden Novelle 'Süden und Norden' zur Reife gelangte."

However, all the authority for Prof. Faust's itinerary is contained in the introduction to *Der Virey* [sic], which is labelled: "Aus des Verfassers mexikanischem Tagebuche während seines Besuches 1828"; in the "Vorwort des Herausgebers" in the same book (which, of course, comes from the pen of Sealsfield himself); and lastly in the alleged internal evidence in the text of the two novels.

All the introductory matter of *Der Virey* is merely a sardonic blurb, a bit of sales talk to increase the sale of the book, and would be readily recognizable, even to a professorial biographer, if it were printed on the jacket of a new book. Perhaps Sealsfield no more meant it to be taken seriously than Dante intended that his travels with Vergil and Beatrice should be taken by a thesis writer as biographic material. The diary in question never came to light; there was not a sign of it among Sealsfield's papers after his death; indeed the only ground for believing that it ever existed at all is this literary stratagem at the beginning of *Der Virey*. That such a diary is the basis of *Süden und Norden* is only Prof. Faust's inference.

Only the internal evidence of the two works can be admitted as valid to prove that the eccentric fugitive monk ever visited the Mexican Republic, and it is the purpose of this article to check such evidence.

In examining the facts it is reasonable to assume that grossly false assertions in regard to commonplace matters of landscape, cultural characteristics, architecture, language, etc. arouse the suspicion that he never saw the things in question. Similarly, if we read in a Russian newspaper a traveller's statement that he shot a hippopotamus in the Huron River or found the natives of Ann Arbor speaking Swahili, we are certainly justified in calling in question any first-hand knowledge on his part of this section of our country.

enjoyed walking: unfortunately he had such short legs beneath his ponderous torso that walking caused him discomfort.

The requirements for "der große Humor" are so exalted that scarcely any mortal poet could adequately satisfy them. In Keller's case they have led to self-contradictions and delusions in the evaluations of his work. We find that benevolence is not one of his outstanding characteristics, and that he is not particularly tolerant and objective. Whether his realism is profound or not, depends upon the reader's own philosophy. "Der große Humor" is an unnecessarily elaborate explanation for the cheery warmth of Keller's stories: inasmuch as Adolf Frey informs us that Keller used to postpone writing anything, even a letter, to a day when he was in a good mood,<sup>20</sup> much of the so-called Humor in Keller's stories may not be due to a kindly feeling for all creation nor to the consolation of a profound philosophy but could more logically be attributed to glands, digestion, or other physical sources. Then, too, the sunny atmosphere is often literally a sunny atmosphere: it rarely rains on Keller's heroes and heroines. An additional cozy effect is created by the liberal use of diminutives.

Now if we remove the label of "der große Humor" and also retain Keller's philosophy in its original realism, what do we have left? Surely a more credible and human Gottfried Keller than the nauseatingly sweet paragon on the pedestal. In my opinion, Keller, with his feeling of social responsibility, his loyalty to the tenets of democracy, and his happy, courageous acceptance of his empirical limits, can still provide the modern reader with meaningful experiences. Best of all there remains his gift of laughter. It is Keller's humor, his abundance of delightful, imaginative detail, that makes him the greatest master of the German *Novelle* and the superior of writers such as Storm, Meyer, and Stifter, who may surpass him in elegance of style. So let us admit that he is, to a great extent, a satirist and a "Späsmacher," then relax, and with unperturbed consciences derive hilarious delight from reading and re-reading our favorite episodes in Keller. In a world that contains an unpleasantly large percentage of grim-faced, wild-eyed fanatics we should be grateful for the occasional jester who can relieve our tensions and restore things to a proper balance and perspective.

<sup>20</sup> Frey, Adolf, *Erinnerungen an Gottfried Keller*, reprint (Bern, 1940), p. 40.





## SEALSFIELD'S UNREALISTIC MEXICO

NORMAN L. WILLEY  
*University of Michigan*

All the evidence that Sealsfield visited Mexico is contained in his own statements. This evidence, however, has been entirely satisfactory to commentators and biographers, e.g. Faust, *Sealsfield, der Dichter beider Hemisphären, sein Leben und seine Werke*, Weimar, 1897, who even spins together quite an account of Sealsfield in Mexico (p. 73): "Für seine englische Ausgabe des 'Tokeah' muß der Author eine Summe erhalten haben, welche es ihm ermöglichte, nach Mexico zu reisen, wo er sich, scheint es, bis 1829 aufgehalten hat. Er besuchte erst die bedeutendsten Städte, Vera Cruz, Pueblo [sic], Mexico und andere . . . Er bereiste auch den malerischen südlichen Theil von Mexico, ein Unternehmen, welches damals mit großen Gefahren verknüpft war, und dessen literarische Frucht erst vierzehn Jahre später, in der spannenden Novelle 'Süden und Norden' zur Reife gelangte."

However, all the authority for Prof. Faust's itinerary is contained in the introduction to *Der Virey* [sic], which is labelled: "Aus des Verfassers mexikanischem Tagebuche während seines Besuches 1828"; in the "Vorwort des Herausgebers" in the same book (which, of course, comes from the pen of Sealsfield himself); and lastly in the alleged internal evidence in the text of the two novels.

All the introductory matter of *Der Virey* is merely a sardonic blurb, a bit of sales talk to increase the sale of the book, and would be readily recognizable, even to a professorial biographer, if it were printed on the jacket of a new book. Perhaps Sealsfield no more meant it to be taken seriously than Dante intended that his travels with Vergil and Beatrice should be taken by a thesis writer as biographic material. The diary in question never came to light; there was not a sign of it among Sealsfield's papers after his death; indeed the only ground for believing that it ever existed at all is this literary stratagem at the beginning of *Der Virey*. That such a diary is the basis of *Süden und Norden* is only Prof. Faust's inference.

Only the internal evidence of the two works can be admitted as valid to prove that the eccentric fugitive monk ever visited the Mexican Republic, and it is the purpose of this article to check such evidence.

In examining the facts it is reasonable to assume that grossly false assertions in regard to commonplace matters of landscape, cultural characteristics, architecture, language, etc. arouse the suspicion that he never saw the things in question. Similarly, if we read in a Russian newspaper a traveller's statement that he shot a hippopotamus in the Huron River or found the natives of Ann Arbor speaking Swahili, we are certainly justified in calling in question any first-hand knowledge on his part of this section of our country.



The diary fragment comments the approach from the sea to Vera Cruz and the scenery of the beginning of the trip to the City of Mexico, while the body of the book deals with the capital. As Puebla (not Pueblo, as Faust writes) lies on the direct road between these towns, a traveller would naturally visit it, but there is no mention of the town in *Der Virey*. The other points which Prof. Faust lumps together in his "andere (Städte)" are probably those mentioned in *Süden und Norden* VIII: "... sie hatten es (Mistecca [sic]) bereits in mehreren Richtungen durchkreuzt," and pp. I 46-7: "Zwar hatten wir ein kleines Geschäftchen, oder vielmehr einen Auftrag, den uns Uncle Sam mitgegeben, und der uns von Mexico fortgetrieben und hinüber geschoben über Marquez des Cruces [sic], nach dem noch halbzerstörten Cuantla [sic] Amilpas, von Cuantla Amilpas hinunter nach Acapulco, von Acapulco hinauf nach Oaxaca, von Oaxaca zu den Ruinen von Mitla, von den Ruinen von Mitla der Himmel weiß – wohin."

From this indefinite "wohin" the narrator ultimately got back to Vera Cruz again.

The greater part of the action of *Der Virey* is in Mexico City and the mountain range south of Iztaccihuatl; the most of that of *Süden und Norden* is in the vicinity of Cempoaltepetl, a mountain in the eastern part of the State of Oajaca.

The diary begins with a detailed description of the view of the Peak of Orizaba from 95° W and 20° N out in the Gulf on the way to Vera Cruz. Sealsfield sees the mountain clearly, describes its play of colors and the clouds that float about it. However, the indicated point is 160 miles from the mountain, so that it could not be seen anyway.

Incidentally, this narration of seeing Orizaba at a distance of 160 miles out in the Gulf is not entirely Sealsfield's imagination. He copied the tale in its entirety from a contemporary English book: Bullock, *Seven Weeks in Mexico*; it does not represent his own experience in Mexico at all.

*Virey* I, 10: Sealsfield confuses the yellow fever and malaria in a way that does not indicate any acquaintance with this scourge of Mexico: "sie wie die seines schrecklichen vomito prieto, noch Jahre lang den Körper in Siechtum schmachten lassen, ihn vielleicht nie verlassen."

*Virey* I, 12: Sealsfield confuses the town of Perote with the mountain peak (Cofre de Perote) in a way that no person could ever have done who had been over the road himself: "Der Dichter, indem er sang:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg,

Das Maultier sucht in Wolken seinen Weg usw.,

scheint die Felsenstraße zwischen Puente del Rey und Perote vor Augen gehabt zu haben, auf der zu jeder Stunde des Tages das Maultier in langen Reihen hinan klimmt, seinen Weg suchend im Nebel, so wie es auf die eisige Höhe von Perote hinan steigt."

As a matter of fact there have never been any mule trains climbing up the Cofre de Perote through the fogs; there is nothing for which anyone would want to climb this bare, isolated rock – which, moreover, is not icy, as it is not high enough to reach the snow line. The road to Mexico City goes through the *village* of Perote, miles from the mountain, and of this region Sealsfield's supposed friend, Joel R. Poinsett, gives us the following description, dated October 22, 1822: "It [the foreground] was made up of a view of the town of Perote, with its white towers, and the castle . . . of fields clothed with the richest verdure, and covered with cattle . . . lands newly ploughed, with ploughmen driving 'their teams afield' and all the soft and pleasing beauties of nature" (Poinsett, *Notes on Mexico*, London, 1825, pp. 43-4).

Sealsfield seems to have very little knowledge of Mexican climate in general; his mistakes are serious enough to arouse the suspicion that he had no first-hand acquaintance with Mexico. An instance occurs in *Süden und Norden*, III, 456 ff., where in June he has a *norte* blowing and a violent rain falling at the same time a short distance out of Vera Cruz toward Jalapa.

Vera Cruz is truly a remarkable country, but *nortes* do not descend upon it in midsummer. If Sealsfield had consulted Humboldt's *Essai Politique* systematically he would have found in I, 256 the statement that these chilly north winds occur only from October to March.

In the Mexican *Tagebuch* Sealsfield also comments on the Mexican Indian's hatred of the Spaniards (p. 18): "nächst der Spielsucht, die einzige Leidenschaft, die in seiner Apathie zuweilen aufblitzt." The "Dichter beider Hemisphären" is probably the only traveller in Mexico who has never mentioned that alcoholism is the worst vice of the country and failed to comment on the blighting effects of too much *pulque*.

The Missouri mule has so obsessed Sealsfield that he sees the animal everywhere and does not mention the ubiquitous burro a single time in either *Der Virey* or *Süden und Norden*. In *Virey* I, 28 he gives the Spanish word *mulos* in his text and explains it in a foot-note: "Maultiere; das gewöhnliche Lasttier in Mexiko." Moreover, he tells us in *Süden und Norden* that his Kentuckian, Cockley, made a trip overland every year with a drove of mules from Missouri to Mexico (*S. u. N.*, I, 45) "Cockley . . . im großen Missouri, von wo er seit zwei Jahren regelmäßig eine Pilgerfahrt nach Mexico herüber that, statt der Gläubigen . . . von einer Heerde Maultiere . . . umgeben, die er sammt und sonders in katholische Dollars convertierte." He also says of the same person in II, 369: "Cockley . . . der seine Maultiere Tausende von Meilen durch die wilden Prairies und Indianer nach Mexiko hinübertreibt . . ." And evidently Sealsfield imagined that the Americans carried on a regular trade overland with their mules, for near the end of the third volume

of *Süden und Norden* he brings in a troop of a hundred such mule dealers in the vicinity of Jalapa (III, 439-443).

However, no other traveller with Sealsfield's opportunities has failed to note the characteristic burro of Mexico, and only a writer naively innocent of distances and circumstances could imagine that it would be either profitable or possible to drive Missouri mules more than two thousand kilometers (half the distance being across the parched deserts of Texas and northern Mexico) and through regions infested with savage Indians and roving bandits to sell them in war-ridden and impoverished Mexico. Taking mules to Mexico would be even less profitable than carrying alligators to Florida.

Sealsfield seems to have no accurate notion of the City of Mexico, for he speaks of the upper and the lower quarters (*Virey*, I, 19): "aus den oberen Vorstädten . . . aus den unteren . . ." although the whole town lies on the bottom of an ancient lake and is everywhere nearly level. He also describes the subterranean dungeons of the government palace, although the slightest acquaintance with the city would have shown him that there are no cellars in Mexico. Indeed, a large part of the town was periodically subjected to inundations, boats plied the streets, and the ground floors (not to mention Sealsfield's subterranean rooms) were not habitable.

It would seem, too, that anyone who had made a fleeting trip to the plateau would not have fallen into the egregious mistake that is to be found in *Der Virey* in the account of the trip from the eastern to the western side of the Iztaccihuatl-Popocatepetl group of mountains forty kilometers southeast of the City, for in this trip Sealsfield makes his band of revolutionists and their captives descend into the *hot country* (*tierra caliente*), II, 121: "Die Hitze der *tierra caliente*, die sie soeben empfunden hatten, fing wieder an in die Kälte der *tierra fria* überzugehen." Indeed, Sealsfield had no idea of altitude, for in *Süden und Norden* he allows some of his characters who are camping in *tierra fria* on a mountain of 8000 feet to descend on an after-dinner walk to a village two thousand feet below, which is in the *hot country*. I, 198: "Es lag wenigstens zweitausend Fuß unter uns." In I, 131-2 (on return to bivouac) "wir gewahrten nicht einmal, daß wir aus der *tierra caliente* wieder in die *fria* emporstiegen." If Sealsfield had consulted Humboldt's *Essai Politique* more carefully, he would have found it necessary to place his village considerably lower, for the upper limit of the *tierra caliente* is about 3000 feet.

I cannot conceive that any intelligent person who had travelled in Oajaca or resided in Mexico City should be ignorant of the fact that the Zapoteca Indians speak a language as different from Nahuatl as Hungarian is from English. Yet in *Der Virey* Sealsfield introduces a Zapotecan with the Aztec name Itztlan, who speaks *Nahuatl*, I, 151:

"Itztlan, eine kupferfarbene Apollogestalt, ein Oaxaca Indianer." This Zapotecan also has adopted the Aztec gods as it appears from I, 154, where he expresses: "... der fromme Wunsch, daß Mexitli der Jungfrau de los Remedios und allen den Ihrigen recht bald den Kopf zerschmettern möge."

As a isolated individual this Itztlan might pass, but in *Süden und Norden* we are taken to the heart of the Zapoteca country, and Sealsfield tells us that the natives speak Spanish brokenly and cannot pronounce r's but substitute l's and n's for them (I, 289): "Sie hatten keine r's in ihren Worten, lauter l's und n's und g's. Sämtlich sprachen sie das Spanische sehr gebrochen, mit vielen indianischen Worten vermischt; aber diese Sprache, die uns sonst so rauh, so hart und grell geklungen, drang jetzt mit so süßem Zauber durch die Ohren zum Herzen hinab!" Nahuatl, it is true, has no r and the Aztecs substituted l for it, but Zapotecan has both sounds, and the Indians of Oajaca find no difficulty in pronouncing Spanish. Moreover, the Zapotecans of *Süden und Norden* speak Nahuatl, not Zapotecan, e.g. I, 104: "... ein stolzer Tlatcani (tlatoni), wie sie hier ihre Häuptlinge heißen"; II, 197: "Madre de Dios Quetzalcoatli y Chalchihuitlicue (Chalchiuhtlique)"; II, 223: "En el temezcacalli (temazcalli)"; II, 259 "Tlazotli," with the explanatory note: "Geliebter, verehrter (Azteken-Sprache)"; III, 37: "Tatli, tatli, como estamos . . ."; III, 73: "tlamemes (Tlamama)" with note "Lastträger."

Also the characterization of Mexican Spanish as *rauh, hart, grell* sounds odd in the mouth of one who himself speaks *German*. As a matter of fact Spanish in general is usually described by foreigners as soft and pleasing. Certainly, if Sealsfield had had personal contact with Mexicans instead of reading about them in books he could hardly have made these mistakes.

Likewise anyone who had any familiarity with Mexico would never think of countenancing an eruption of Iztaccihuatl; the mountain has no crater and has never given any evidence of volcanic activity as far as is found in written history or Indian tradition. However, we read in *Der Virey* I, 237-8: "Der Iztaccihuatl . . . der raset heute."

Sealsfield is partial to snow-capped mountains and loves to set the Mexican scenery full of them, but as a matter of fact there are only three peaks in the entire country that reach up above the permanent snowline, Orizaba, Popocatepetl, and Iztaccihuatl. The Nevado de Colima is also snowcapped during the dry season, but loses its snow with the rains. The rest of the eight lofty peaks show a little white cap of frost only occasionally when in the dry season atmospheric conditions are particularly favorable. Yet in *Süden und Norden* Sealsfield allows his party of Americans to enjoy the magnificent panorama when Cempoaltepetl, Ixtexpi, and a whole range of adjoining mountains of Oajaca are



white with snow, I, 31: "Dicht vor uns lag der riesige, mehr denn zwölf-tausend Fuß hohe Cempoaltepec . . . weiter gegen Nordost hinauf stieg aus den Bergen rechts der mehr denn siebzehntausend Fuß hohe Orizaba . . . links gegen Westen . . . die Riesin von Ixtexex, und noch weiter links die von Quinchappa und von Tehuantepec . . . mit ihrem glän-zenden Gefolge von weiß verschleierten Jungfrauen." In *Süden und Norden* I, 91 Sealsfield refers to the same view: "Die ganze Sierra madre mit ihren tausend von Schneefeldern und Felsenbergen zitternd und wogend, wie der Ozean . . ." Again in I, 199 he mentions the same view from the same point: ". . . die gigantischen Schneegebirge der Sierra madre . . . So nahe hatte die unglaublich transparente Atmosphäre der Höhen . . . die fünfzig, ja hundert und mehr Meilen entfernten Schneeberge der Cordilleren herangerückt . . ." and in I, 211: ". . . die noch stark beschneiten Klüfte des Senpoaltepec oder was es war."

Aside from the incorrect fondness for snow in the picture, the geo-graphy of Vol. I is hopelessly incorrect: Orizaba lies northwest of Cem-poaltepec instead of northeast, and Ixtexexi is 100 kilometers due west from Cempoaltepetl, while Tehuantepec is about the same distance to the southeast. Not even by going into the fourth dimension could Seals-field have found a point where his *links* and *rechts* could have been correct. Moreover, by astronomical data, which Sealsfield gives, the time when his travellers saw this glorious vista of snowy mountains must have been after the middle of April. At this time there could have been no snow, not even a frosty peak, anywhere in the vicinity of Cem-poaltepetl.

On II, 287 Sealsfield returns to his snow-capped mountains, although it is now well into the rainy season: "drüben die Silberberge ein zwölf-oder mehr tausend Fuß mit ihren Schneefeldern in den schwarzblauen und goldigen Himmel sich hinein heben . . ." and in II, 314 he again refers to ". . . des ungeheuren Berges . . . dem ungeheuren herabströ-menden Schneefelde in der Mitte." Several weeks in the vicinity of the city of Oajaca, which is only a little out of the hot belt, Sealsfield's travellers are again among the snowy mountains: ". . . aber den Glanz der senkrecht über die zum Teile noch beschneiten Cerros hinspielenden Sonnenstrahlen vermochten die Augen noch immer nicht auszuhalten."

For an experienced traveller in Mexico Sealsfield also seems strangely oblivious to the prevailing flora. He knows that there is an abundance of cactus in the country and he has read that there is a growth called liana in tropical America, but it seems that it never occurred to him that the cactus grows in a dry country where the lianas do not live. The general appearance and the great variety of cactus also seems some-what hazy in the mind of this accurate observer, for we read (*Süden und Norden*, II, 6): "Cactusse, die mit ihren fünfzehn Fuß hohen und fünf bis sechs Fuß dicken Stämmen dreißig vierzig Fuß emporstarrten."



Also Sealsfield's cacti seem to present no problem to the pedestrian; one simply runs through them! We read (*S. u. N.*, I, 126). "Durch Agaven und Lianen, durch Cactusse und Mimosen . . . sprang sie dem Flüchtlinge nach"; and in *S. u. N.* III, 228: "Wir hatten uns etwa dreihundert Fuß emporgearbeitet, und drangen eben durch ein Gestrüpp von Cactusen und Oleandern, als wir den Gipfel eines Cerro erblickten."

Sealsfield also had read of the Mexican maguey — which he always calls by the botanical name *Agave* — but had he ever had the opportunity of observing its size and its cultivation in Mexico, he would scarcely have spoken of it as in the following passages: (*S. u. N.* II, 360) The narrator and Gourney are on the summit of a mountain when the latter suddenly discovers something that sends him running recklessly down the slope. Sealsfield relates: ". . . ich gewartete jeden Augenblick, ihn an eines der zwanzig Fuß langen dolchartigen Balkenblätter gespießt zu sehen."

The scrub maguey that might grow on a mountain side is a comparatively insignificant thing with leaves at most a half meter in length, and even the cultivated maguey never has leaves much more than half as long as Sealsfield's tremendous plants possess.

In *S. u. N.* III, 400 we read: "Wir waren im berühmten Bergthale, das von Tehuacan zwanzig Stunden gegen Jalappa hinzuzieht, dem Weingarten Mexicos; . . . alle Hügel, alle Berglehnen bis an ihre bewaldeten Scheitel mit der prachtvollsten *Agave Americana* bekränzt, Millionen blühender Agaven, ihre grell gelb und roth goldenen Kelche und Blüthen wie Juwelströme erglänzend, ein Aroma ausdünstend, das die Sinne be rauschte, in trunkene Schlafseligkeit wiegte."

This is of interest in connection with a note in the appendix of the second volume of *Der Virey*: "[Pulque] . . . wird aus der *Agave Americana* und zwar auf folgende Weise gewonnen. Ein Indianer macht einen Einschnitt in den Stamm der Aloe zu derselben Stunde, wo diese in die Blüthe zu schießen beginnt . . . so daß bloß die dicke äußere Rinde bleibt, und ein Becken sich bildet, in welchem der Saft sammelt. Er hat gewöhnlich zwei Fuß Tiefe und zwei Fuß in Durchmesser. Durch ein kleines Loch wird ein Horn gesteckt und durch dieses läuft der Saft ab."

This is clearly the meagre gleanings from a book and not an acquisition from personal observation. The maguey is broached at the time of incipient inflorescence and a cavity is formed inside the plant in which the juice collects. The insertion of the horn through which the juice runs off is Sealsfield's invention and does not correspond to the facts; a maguey is no sugar maple. The collected juice is drawn out of the cavity with a long, hollow gourd, the *acocote*. The collector inserts one end of the gourd in the juice and exhausts the air from the interior by a hole in the other end. At each collection the wall of the cavity is scraped to prevent the wound's healing over, so that in time the recess really acquires the dimensions that Sealsfield quotes. Of

course a maguey that is giving its juice cannot flower; the incision cuts the flower stalk and the plant dies down gradually in the course of months. Sealsfield had never seen a maguey plantation or he would not have written of flowers, to say nothing of millions of them with their overpowering fragrance.

Likewise it is evident that Sealsfield had no acquaintance with the banana palm; he thinks of it as some kind of tree; perhaps he confuses it with pictures of the coconut palm. At any rate no one who had seen bananas growing would say, as he does in *S. u. N.* II, 110: "Ehe ein Tag vergeht, zappelt Ihr an einem schlanken Bananenbaume."

In the first volume of *S. u. N.*, p. 163, the travellers get their *first* glimpse of the Southern Cross (which is somewhat surprising, since they have been in the habit of bivouacking in the open for months in their previous wanderings in Oajaca). In the context we are told that the hour is 10:30 and the place the summit of an 8000 foot mountain. This is utterly inconsistent with the presence of snow on the mountains, as it sets the date for about the fourth week of April. Moreover, Sealsfield has the rainy season begin almost immediately, and this could not have occurred until about the beginning of May. However, the passage is striking, even if it will stand no cross examination:

"Da stand es, das Kreuz des Südens, hoch und hehr und kolossal, göttlich flammend im endlosen schwarzen Himmelsraume, in weiter Ferne das Sternbild des Schiffes Argo und weiter drüben der Centaur . . . nur der kleine und große Ursus [sic] noch zu schauen, vor dem göttlichen Gestirn gleichsam auf den Knien liegend, buchstäblich auf den Knien liegend, die Erde berührend in Anbetung, vergehend . . . vor dem hohen überwindenden Kreuze, das sich so göttlich, mild, versöhnend herauf und herüberneigte!"

This passage has impressed uncritical critics, e.g. Emil Soffé: *Charles Sealsfield*, p. 23, remarks: "Das wertvollste an diesem Werke ist das Naturbild, das er entwirft . . . Schönheitstrunken verweilt sein Auge bei dem imposanten Naturspiel, das ihn alles andere vergessen macht. Diese Trunkenheit wird hier zur Verzückung . . . und erreicht wohl in dem Roman 'Süden und Norden' den Höhepunkt, wenn die Reisenden beim Anblick des Kreuzes des Südens in die Knie sinken und, in inbrünstiger Andacht erschauernd, aus tiefstem Innern aufjauchzen: 'Glory to God and his son!'"

Victor Hamburger: *Sealsfield-Postl*, p. 36, also mentions this as convincing: "Thus died the man . . . over whose head flamed the Cross of the South."

However, the picture could not have been quite as Sealsfield paints it. In the latitude of Oajaca the Southern Cross could have been only 14° above the horizon when on the meridian, and by no means *hoch und behr*. Far from touching the earth in adoration before the Cross, *Ursa*

Major would be  $50^{\circ}$  above the horizon and on about the same meridian. Of the two constellations Ursa Major is the larger and the more striking, in fact it requires some imagination to see a *cross* in the four stars of the Crux, only one of which is of first magnitude. It is by no means *kolossal*. The relative position of Centaurus and Argo is also incorrect, Centaurus is the nearer to Crux.

In connection with this astronomical vagary of Sealsfield's, the remark which he puts into the mouth of Herr Bohne, the erudite German of the company, is interesting (I, 168): "Wir können höchst wahrscheinlich noch vom Senpoaltepec eine Menge neuer Sternbilder sehen, vielleicht selbst . . . doch bin ich dessen nicht sicher . . . die südliche Milchstraße . . . zwar schwerlich . . ." Probably literature has lost little by Herr Bohne's lack of opportunity to observe from Cempoaltepetl; he evidently would not have recognized the *südliche Milchstraße* if he had been there, for the Southern Cross lies squarely upon it.

The fauna of Mexico does not obtain nearly as much attention from Sealsfield as does the flora, in which he again shows himself an unusual traveller, for the creeping, crawling and hopping things of the country usually demand a foreigner's notice. Of these the chigger only interests him. In *Der Virey* he asserted that the creature is a sand fly, but fourteen years later he has changed his mind about the pest and now calls it a sand flea. In *Der Virey* II, 163 he states that it is "ein sehr lästiges Insekt, das besonders in den Niederungen von Mexico, Vera Cruz, Acapulco äußerst peinigend wird, wenn es ihm gelingt, seine Eier in die Haut einzulegen." In *S. u. N.* II, 226, however, the parasite has become much worse: "Dieses sehr gefährliche Insekt . . . nicht viel größer als ein gewöhnlicher Floh . . . wenn nicht sogleich ausgenommen, frißt es Löcher und Wunden, die leicht den Verlust des ganzen Fußes nach sich ziehen kann."

It may strike one as strange that the party in Oajaca saw no rattlesnakes, centipedes, vinagrones, tarantulas, or other dangerous creatures as they scrambled through thickets of cactus and lianas; but at any rate Sealsfield does not mention it.

Nevertheless, we are introduced to another animal not generally familiar to the European reader, the *Oscus Humanus*, a *Menschen-Affe*. In *S. u. N.* II, 55 we have a description of one of these formidable animals, which the party killed: "Der Körper war bis auf den Schweif, der das Sitzfleisch zierte, ganz der eines Menschen, und gleich vollkommen dem eines ausgewachsenen starken Mannes, ja so nahe streifte er an die menschliche Gränzlinie, daß wir trotz der feierlichen Versicherungen der Indianer noch zweifelhaft blieben, ob wir nicht einen in Felle gekleideten Prairiehunter getödtet, denn die Züge verrieten sogar nichts vom tierischen Instinkte, geradzu menschliche Leidenschaften."

Prof. Faust refers soberly to the adventure with the *ostrus humanus*:

"... durch Verrat werden sie in einen Mosquito-Sumpf gelockt, in welchem sie durch Menschen-Affen ... überfallen werden."

As evidently false as this absurd traveller's yarn (original in Clavijero's *Storia di Messico*) is, and probably no reader except Prof. Faust would take it seriously, it is yet no more ridiculous, no more palpably impossible than the grave recital of the masonic communication of the American Gourney and the Machiavellian Bishop of Oajaca. As there is no such thing as an *ostrus humanus*, so there is no such thing as a Roman Catholic masonic bishop. However, the passage will be interesting to anyone who has been led three times around the lodge and seated, neither naked nor clothed, on a cake of ice before the master:

"Den Ultras der Yorkinos?" fragte ich, das geheime Zeichen meiner Loge gebend.

"Den Ultras der Yorkinos," versetzte er, das Zeichen mit dem der Escosseses erwidernnd.

Wir verstanden uns jetzt ... er war Ultra-Escosse ... ich gemäßigter Yorkino; wir reichten uns die Hände.

This cabalistic passage by a man ignorant of Freemasonry is explained by a note: "Escosseses, Yorkinos ... die zwei großen Freimaurerlogen, von denen die erstere ... schottischen Ursprungs ... monarchistischen, die letztere vom Gesandten der Vereinigten Staaten, J. R. Poinsett gegründet, begreiflicherweise republikanischen Tendenzen huldigt."

As a matter of fact, the so-called Scottish Rite Masons of Mexico were a clandestine body from the point of view of the York Rite masons, and masonic communication between them is as inconceivable as an exchange of fraternal signs between a boy of the Eta Beta Pi and a member of a Chinese tong. At any rate Sealsfield, a onetime Catholic priest, should have known the attitude of the Church toward freemasonry.

Perhaps the most incredible example of Sealsfield's realism is the remark of the Kentucky "mule-skinner," Cockley, in *S. u. N.*, III, 316: "... schillern in eurem Gehirnkasten Wahrheit und Dichtung, wie der Altmeister Goethe sagt ... " The Pendergast Ring or Huey Long could have used this fugitive monk as a ghost writer.



## DAS POLITISCHE ALS BEREICH DER SORGE IN GOETHE'S DRAMA „DIE NATÜRLICHE TOCHTER“

HEINZ MOENKEMEYER

Wilson College, Chambersburg, Pa.

In allen Äußerungen Goethes zur Französischen Revolution und den durch sie hervorgerufenen Ereignissen begegnen wir immer wieder dem Wort Sorge und den damit eng verwandten Ausdrücken (Furcht, Bedenken usw.), ganz abgesehen von zahlreichen durch Sorge eingegebenen Beurteilungen des politischen Geschehens. Von verschiedenster Seite ist das Wort Sorge im Zusammenhang mit Goethes Verhalten zur Französischen Revolution ausgesprochen worden.<sup>1</sup> Es zieht sich wie ein Leitfaden durch Mommsens Buch über Goethes politische Anschauungen.<sup>2</sup> Das ist nur ein Reflex von Goethes zahllosen eigenen Äußerungen in seinen Werken und Briefen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Die Sorge, die Goethe gegenüber dem politischen Geschehen seit der Revolution empfindet, ist komplexer Natur. Sie gilt der Bedrohung von Besitz und Leben seiner selbst und seiner Mitmenschen, vor allem aber der Gefährdung einer organisch gewachsenen Lebensform. Goethe, der in dem Walten der bloßen Elemente Willkür sah, besorgte in der Revolution den Ausbruch des Elementarischen.<sup>3</sup> Er fühlte Maß und Ordnung, die er sich gerade vorher in Italien mühsam erworben hatte, durch die Revolution bedroht.<sup>4</sup> Im Schlußabschnitt der *Kampagne in Frankreich* spricht Goethe davon, daß „die Welt . . . aus ihren Fugen“ ging, was ihn „in Gedanken bedrängte, beängstigte“ (*Weimarer Ausgabe*, I, 33, 264). Zweifel und Bedenken gegenüber gewissen politischen Tendenzen seiner Zeit sind ein weiteres Element in Goethes politischer Sorge. Die Politisierung der Massen und des Volkes, ja unseres ganzen Lebens, welche „die private Existenz des geistigen Menschen in der alten Form unmöglich machte“ (Mommsen, 109), sowie der „Aufstieg der Niederen“ erfüllte Goethe mit „sozialer Sorge“ (Mommsen, 115).<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Siehe: Otto Harnack, *Goethe in der Epoche seiner Vollendung* (Leipzig, 1887), S. XXXII; Max Wundt, *Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals*, 2. Aufl. (Berlin-Lpz., 1932), S. 292; Paul Müllensiefen, „Die Französische Revolution und Napoleon in Goethes Weltanschauung“, *Jb. d. Goethe-Ges.*, XVI (1930), 86; Ernst Beutler, „Goethe und die Französische Revolution“, *Preuß. Jbb.*, 235 (Januar-März 1934), 25; Emil Staiger, *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters* (Zürich-Lpz., 1939), S. 118.

<sup>2</sup> Wilhelm Mommsen, *Die politischen Anschauungen Goethes* (Stuttgart, 1948). Weiterhin im Text als Mommsen zitiert.

<sup>3</sup> Siehe *Hermann und Dorothea*, 9. Gesang, V. 273 f. und Goethes Brief an Schiller vom 9. März 1802, in welchem er die Revolution mit dem Anblick einer ungeheuren Überschwemmung vergleicht, wo „nichts als Natur und nichts von dem was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten“, zu gewahren ist.

<sup>4</sup> Mommsen, 105 f.; Melitta Gerhard, „Goethes Erleben der Französischen Revolution im Spiegel der ‚Natürlichen Tochter‘“, *Dt. Vjschr.*, I, (1923), 283.

<sup>5</sup> Vgl. das Karlsbader Schema zu *Dichtg. u. Wahrheit*: „Streben von unten hinauf Apprehension von oben“ (*Weimarer Ausgabe*, I, 53, 386).

Auch ein fürsorgliches Besorgtsein um das „deutsche Schicksal,“ um den Bestand von Familie, Gesellschaft, Staat und Kultur, schwingt, wie Buchwald hervorhebt, in Goethes Sorge mit.<sup>6</sup>

Im Hinblick darauf, daß die politischen Ereignisse nach der Revolution in Goethe vornehmlich Sorge erregen, kann man geradezu vom Politischen als Bereich der Sorge sprechen. Das heißt nicht etwa, es sei das Bereich der Sorge katexochen, sondern bezeichnet nur Goethes Grundverhalten zum politischen Geschehen nach der Revolution. Erscheint demnach das Politische für Goethe vorwiegend unter dem Aspekt der Sorge, so ist damit zwar nicht die These von Goethes Abneigung gegen die Politik widerlegt, aber sie muß modifiziert werden. Einerseits verstehen wir nun Goethes Abneigung besser, denn die Sorge war für ihn im wesentlichen eine lebensstörende und lähmende Macht, die es zu vermeiden galt. Andererseits bedeutet Sorge aber auch Betroffensein von und Anteilnahme an dem Gegenstand der Sorge. Wie weit dieses Betroffensein ging, ersehen wir aus einem Brief an J. H. Meyer vom 21. VII. 1813, in dem Goethe schreibt, es sei „unmöglich . . . in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden“ (*W. A. IV*, 23, 403). Wir verstehen sehr wohl, wie eine solche fast ins Pathologische gesteigerte Sorge Goethe dazu veranlaßt, „aus der wirklichen Welt . . . in eine ideelle zu flüchten“ (*Tag- und Jahreshefte* 1815; I, 36, 91). Diese Flucht aus der Politik ist alles andere als ein Ausdruck der Indifferenz des von den Zeitereignissen unberührten, über der Welt in marmorkalter Serenität thronenden Olympiers, als welcher Goethe so oft in dem von den Jungdeutschen überlieferten Klischee erscheint. Goethes Heiterkeit und Olympiertum ist auch gegenüber der Welt der Politik den Dämonen und der Sorge abgerungen. Vom Bereich des Politischen her erfuhr Goethe besonders eindringlich, wie auch Mommsen betont (Mommsen, 11), die in stets neuer Vermummung erscheinende ubiquitäre Lebensmacht der Sorge, von der es im *Faust II* heißt: „Bin einmal da“ (V. 11421).

Wie sehr Goethe sich, wenn auch in wesentlich ablehnender Weise, mit den durch die Französische Revolution geschaffenen sozialen und politischen Verhältnissen beschäftigte, geht aus seinen Revolutionsdichtungen hervor. Im Hinblick auf sie betont Gundolf, daß Goethes Gesellschaftskritik der 90er Jahre, als ernste Warnung gemeint, nicht mehr wie früher der bloßen Laune, sondern der Sorge entstammt.<sup>7</sup> Das gilt auch von dem Drama *Die Natürliche Tochter*, das nur eine Teilverwirklichung einer geplanten größeren Dichtung darstellt, in der Goethe

<sup>6</sup> Reinhard Buchwald, *Goethe und das deutsche Schicksal* (München, 1948), S. 34, 115, 213, 332. Von marxistischer Seite: Johannes Resch, *Goethe. Vermächtnis und Aufruf* (Berlin, 1949), S. 85; Paul Rilla, *Goethe in der Literaturgeschichte* (Berlin, 1950), S. 44; Marietta Schaginjan, *Goethe* (Berlin, 1952), S. 50, 58 ff., 187, 213.

<sup>7</sup> Friedrich Gundolf, *Goethe*, 5. Aufl. (Berlin, 1918), S. 485.

den letzten Versuch machte, die Revolution dichterisch zu bewältigen. Kurt May sieht in diesem Drama „die letzte und gewichtigste Antwort Goethes auf die sozialen und politischen Erschütterungsvorgänge im Westen.“<sup>8</sup> In den *Tag- und Jahreshften* für 1799 schreibt Goethe über die Absicht dieser Dichtung: „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte“ (I, 35, 83).

Diese Äußerung Goethes hat nun zu unberechtigten Forderungen an das Drama geführt. Da man ein Revolutionsdrama erwartete, machte man Goethe aus dem Fehlen einer historisch-konkreten Darstellung der Französischen Revolution einen Vorwurf. So bemängelte Bielschowsky die Tatsache, daß die Konflikte von Massen und großen politischen Prinzipien durch das rein Menschliche ersetzt seien; Kettner sah in der *Natürlichen Tochter* nur eine Familientragödie auf dem Hintergrund der Zeit und sprach Eugeniens Schicksal jede eigentlich politische Bedeutung ab; auch für Bieber ist dieses Drama eine Familientragödie ohne innere Beziehung zu den historischen Schicksalsmächten, und er behauptet, mit der Austilgung der Zeitfarbe erlösche der schicksalhafte Sinn des Dramas.<sup>9</sup> Gegen Bielschowskys negative Kritik und Kettners Meinung, erst vom 4. Akt an träten zur Privatintrige auch politische Motive, wendet sich Melitta Gerhard. Nach ihr will Goethe in diesem Drama vor allem die Einwirkung der Revolution auf die Grundformen des menschlichen Daseins und die durch sie hervorgerufene Erschütterung des individuellen Lebens darstellen. Goethes Erleben der Revolution gehe nicht von politisch-historischen Einzelheiten aus, sondern vom Zusammenbruch einer überlieferten Gesellschaftsordnung und der Möglichkeit einer sozialen Neugeburt (*Dt. Vjschr.*, I, 302, 304 f.). Viëtor und Buchwald finden in diesem Drama die typischen Züge einer revolutionären Situation.<sup>10</sup> Nach Mommsen hat sich Goethe auch hier auf bloße Abwehr der Revolution beschränkt und ist mit ihr „innerlich nicht fertig geworden“ (Mommsen, 103 f.). Grabowsky glaubt, Goethe habe die von ihm geplante größere Dichtung nicht weiter geführt, weil er dann ein klares Bekenntnis bezüglich der Revolution hätte ablegen müssen.<sup>11</sup> In ähnlichem Sinne meint Staiger, das geplante größere Drama sei vielleicht auch deshalb nicht vollendet worden, weil die Revolution

<sup>8</sup> Kurt May, „Goethes ‚Natürliche Tochter‘“, *Goethe. Viermonatsschr. d. Goethe-Ges.*, IV (1939), 148.

<sup>9</sup> Albert Bielschowsky, *Goethe. Sein Leben und seine Werke*, 6. Aufl. (München, 1905), Bd. II, 67; Gustav Kettner, *Goethes Drama „Die Natürliche Tochter“* (Berlin, 1912), S. 69 und 81; Hugo Bieber, *Goethe im XX. Jahrhundert* (Berlin, 1932), S. 271. Kettner wird weiterhin im Text zitiert.

<sup>10</sup> Karl Viëtor, *Goethe. Dichtung Wissenschaft Weltbild* (Bern, 1949), S. 120; Buchwald, 202.

<sup>11</sup> Adolf Grabowsky, „Goethes ‚Natürliche Tochter‘ als politisches Bekenntnis“, *Z. f. Politik*, XXII (1932), 105 f.; fernerhin im Text als Grabowsky angeführt.

und das damit verbundene „Widerwärtige in der Folge immer mehr aus einem Hintergrund zum Gegenstand selber hätte werden müssen.“<sup>12</sup>

Aus alledem folgt jedoch nicht, die *Natürliche Tochter* könne „kaum als politisches Drama angesehen werden,“ selbst wenn sich, wie H. M. Wolff ausführt, die Konzeption des Dramas zugunsten der rein menschlichen Probleme, der „sittlichen Läuterung der Titelheldin“ verschoben hat.<sup>13</sup> Das Drama bleibt gerade auch in dieser Verlagerung des Interesses dem Politischen eng verbunden. Denn das rein Menschliche, welches den aus der Welt der Politik hervorbrechenden chaotischen Mächten als Norm entgegengestellt wird, ist in einer Welt, wo die Politik das Schicksal bedeutet,<sup>14</sup> selbst in eminentem Maße politisch. Die *Natürliche Tochter* ist in dem selben Sinne unpolitisch und politisch zu nennen wie *Hermann und Dorothea*. Unpolitisch sind beide Werke, insofern kein Bezug auf eine konkrete Situation oder bestimmte politische Programme und Ideologien genommen wird; politisch aber sind sie, weil das Einzelschicksal sich auf dem Hintergrunde politisch-sozialer Wirren abspielt und in sie unauflösbar verflochten wird.

In der *Natürlichen Tochter* handelt es sich nach B. v. Wiese um die tragische Auseinandersetzung einer Einzelseele mit einer vom Untergang bedrohten, dem Dämonischen verfallenen geschichtlichen Welt.<sup>15</sup> Das Drama zeigt uns „die Wandlung einer Frau vom Privatleben ins Politische“ (Grabowsky, 101). In Eugenie's teils gewolltem, teils ihr aufgezwungenem Schicksal haben wir einen symbolischen Fall für das Verhängnis der Zeit (Kettner, 37). Selbst das Privateste und Geheimste erhält in der Welt, in die Eugenie hineingeboren und gezogen wird, politische Bedeutung.<sup>16</sup> Wir werden Zeugen von ihrem Eintritt in die große Welt der Politik, die von nun an ihr Schicksal bestimmt und sie in die beständig ängstigende und beunruhigende Sorge verstrickt, deren Macht und Unausweichlichkeit auch Goethe von den politischen Ereignissen her erfuhr. Die Welt der Politik ist auch hier das Bereich der Sorge in dem oben gekennzeichneten Sinne.

Schon im *Egmont* wird das Politische als Bereich der Sorge angedeutet. Die politisch verantwortlichen oder bewußten Menschen (Oranien, Margarete v. Parma, Alba) drücken Sorge über die Ereignisse aus. Aber der „unpolitische Egmont“ (Mommsen, 49), der „sträflich sorglose Grandseigneur,“ wie Thomas Mann ihn nennt,<sup>17</sup> lehnt die Sorge

<sup>12</sup> *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters*, S. 118; im Text als Staiger zitiert.

<sup>13</sup> Hans M. Wolff, *Goethe in der Periode der Wahlverwandtschaften* (Bern, 1952), S. 65 und 79.

<sup>14</sup> Noch im März 1832 erwähnt Goethe im Gespräch mit Eckermann diesen Ausspruch Napoleons.

<sup>15</sup> Benno v. Wiese, *Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel*, (Hamburg, 1952), S. 115 f.

<sup>16</sup> Paul Altenberg, *Goethe. Versuch einer morphologischen Darstellung* (Berlin, 1949), S. 123.

<sup>17</sup> Thomas Mann, „Phantasie über Goethe,“ in *Spiegelungen Goethes in unserer Zeit*, hrsg. von Hans Mayer (Wiesbaden, 1949), S. 196.



als einen fremden Tropfen in seinem Blut ab (*W. A.*, I, 8, 230) und spricht mit Verachtung von den „Sorgen und Grillen“ der Politiker (ebd., 218). Etwas herablassend nennt er Oliva einen „treuen Sorglichen“ (ebd.). Die Ereignisse führen Egmont dazu, im Gespräch mit Alba wenigstens in anderen Gemütern das Bestehen von „Furcht und Sorge“ anzuerkennen (262). Vor Ferdinand bekennt er sogar, daß er sich zwar leicht des Sinnens über sein eigenes Schicksal entschlage, aber „schwerer der Sorge für dieses Land“ (301). Das geschieht aber erst, nachdem Egmont im Gefängnis die Sorge ganz allgemein als unausweichbare Lebensmacht kennen gelernt hat. In Egmonts Ablehnung der Sorge, die er nur gezwungenerweise anerkennt, steckt sicherlich viel von Goethes eigener damaliger Haltung. Dennoch muß man sich vor einer oft vollzogenen, zu weitgehenden Identifizierung Goethes mit Egmont hüten. Goethe ließ Egmont, der ohne Bindung und Verantwortung leben möchte und sich der durch die politischen Umstände gegebenen Sorge entzieht, in tragischem Wahn scheitern, der im Gegensatz zu Oraniens politischer Vernunft steht. Egmont mag wie „Hans Ohnsorge“ in den „Episteln“ ein vorübergehendes Wunschbild Goethes verkörpern. Aber schon in den ersten Weimarer Jahren weiß Goethe, der verantwortliche Mensch und Staatsmann, daß die Sorge unausweichlich da ist, und äußert daher im Gedicht „Sorge“ den Wunsch, sie möge ihn doch wenigstens klug machen. In Egmonts Widerstand gegen die Sorge offenbart sich eine Selbstbefangenheit, die unfähig ist, die wirkliche Welt zu sehen.<sup>18</sup>

Während in dem vor der Französischen Revolution geschriebenen *Egmont* die aus dem politischen Bereich erwachsende Sorge nur am Rande auftaucht, sehen sich in der *Natürlichen Tochter* alle Personen in die ihr Schicksal bedeutende Welt der Politik und damit in „Sorgen und Befürchtungen“ (Kettner, 90) verstrickt, in denen sich die unruhvolle, umsturzreife Zeit spiegelt. Das soll nun an Hand des Textes näher ausgeführt werden.

Das Drama beginnt in einer Urwaldszenerie. In diesem von Menschenhand unberührten „Bollwerk der Natur“ (V. 22) findet man Schutz gegen die „ungestüme Welt“ der Menschen, „die immer fordert“ (V. 28 f.).<sup>19</sup> König und Herzog treffen sich hier auf der Jagd. Im Gespräch erwähnt der Herzog die bedenkliche Beziehung zu seinem Sohn, die ihm wie eine Wolke den Horizont verfinstert (V. 61 f.). Schon jetzt wird das Thema der aus der großen Welt erwachsenden Sorge angeschlagen. Dann gedenkt der Herzog seiner Tochter, die bisher in Verborgenheit, fern von politischer Intrige, herangewachsen ist. Er

<sup>18</sup> Hans-Ulrich Voser, *Individualität und Tragik in Goethes Dramen* (Zürich, 1949), S. 108 f.; weiter im Text als Voser zitiert.

<sup>19</sup> In der Verzählung für *Die Natürliche Tochter* folgen wir dem von Josef Kunz herausgegebenen 5. Band von *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe* (Hamburg, 1952), fernerhin im Text als Kunz zitiert, wo wir uns auf seine Erläuterungen beziehen.

denkt an sie „mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge“ (V. 72). In ihm wohnen „Stolz und Sorge, Vaterglück und Angst“ (V. 133). So wie die bedenkliche Beziehung des Vaters zum Sohn über das Private ins Politische hineinragt, gilt auch des Herzogs Sorge um Eugenie nicht nur, wie der Text nahelegt, den Gefahren, die das Leben des allzu kühnen Mädchens bedrohen, sondern wohl auch den gefährlichen Situationen, die aus ihrem Eintritt in die große Welt erwachsen könnten.

Eugenies Sturz erfolgt. Er ist ein Symbol für ihren Eintritt in die gefährdende Welt des Hofes und seiner politischen Zwiste (Staiger, 126 f.). So deutet ihn auch später (V. 465 ff.) der Vater:

Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz  
Dir vorbedeutet, bist du in den Kreis  
Der Sorgen, der Gefahr hinabgestürzt.

Eugenies Sturz wird zum Anlaß für ihr Debüt am Hofe, denn jetzt stellt man sie dem König als des Herzogs Tochter vor. Sie selbst fühlt sich plötzlich „aus geheimnisvollem, verborgnem Zustand . . . ans Licht . . . hervorgerissen und geblendet“ (V. 266 ff.). Schon im ersten Gespräch bittet der König sie, die kaum ihr Mädchendasein verlassen hat, um politischen Beistand (V. 315 f.), warnt sie aber auch vor dem „glatten Marmorboden,“ den sie nun betritt (V. 324). Der politische Aspekt der Zeit erfüllt ihn mit Sorge. Er warnt Eugenie, es sei eine Zeit, die „nicht zum heitren, frohen Feste ruft“ (V. 330), denn sie habe „fürchterliche Zeichen: Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder“ (V. 361 f.). In diesen Worten äußert sich Goethes eigene Sorge vor dem Zerfall der ständisch gegliederten Gesellschaft. Des Königs Gleichnis von der alles in einem Strom dahinreißenden, gleichmachenden Tendenz (V. 365 ff.) erinnert an den oben (Anmkg. 3) zitierten Brief Goethes an Schiller vom 9. März 1802.

Auch Eugenies Vater spricht aus seiner Sorge heraus Worte des Bedauerns und der Warnung. „Der Jugend heitres Glück“ ist „beim ersten Eintritt in die Welt“ verschwunden (V. 454 f.), der viel zu plötzlich war, wie der Sturz es vorbedeutete (V. 465 ff.). Mißtrauen und Neid herrschen in dieser Welt. Das Gespräch mit dem Vater gibt Eugenie einen weiteren Einblick in die obwaltenden politischen Spannungen. Sie wird bedenklich und bekundet Sorge über die geheimen Feinde des Königs. Den Herzog befällt „jäger Furcht Gewalt“ vor dem Schicksal seiner Tochter in der Welt der Politik (V. 567). Diese Sorge ist zu wohlfundiert in der politischen Situation, um nur hypochondrisch zage Furcht und Hoffnung des Philisters, „ein kranker Gril-lentraum“ (V. 574) zu sein. Den Herzog quält die Sorge vor dem möglichen Verlust seiner Tochter (V. 587).

Eugenie, voller Mut und Ungeduld, in die neue Welt einzutreten, will von der Sorge nichts wissen und entgegnet dem Vater: „Das Glück / Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr“ (V. 605 f.). Diese

mutigen Worte kennzeichnen sicherlich ihre edle Natur und auch Goethes negative Einstellung zur Sorge. Und doch wird Eugenie zunächst immer weiter in ihr Bereich hineingezogen, wie Egmont, der auch von der Sorge nichts wissen wollte.

Nach den Warnungen von König und Herzog, den Eintritt in die große Welt der Politik nicht zu übereilen, wird Eugenie nun auch von der Hofmeisterin gewarnt, die im Gespräch mit dem Sekretär „schwarzer Nächte Graus“ (V. 668), der aus der politischen Konstellation erwächst, ahnt und besorgt. Die Hofmeisterin hat ihren bösen Auftrag erhalten. Eugenie berichtet ihr von dem Sturz, den sie getan, und freut sich, wie aus Übel Glück entstehe. Als die Hofmeisterin erwidert, daß Schmerz oft auf Glück folge, wehrt Eugenie ab: „Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus! / Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen“ (V. 918 f.). Das Schwebende, Unausgesprochene erregt beklemmende Sorge. Wie bei Egmont führt ihre unbedingte Ablehnung zur Verkennung der Wirklichkeit. Diese besteht bei Eugenie darin, daß sie sich ihre Rolle in der großen Welt voreilig ausmalt (Voser, 141). Josef Kunz spricht in diesem Zusammenhang von einer „tragischen Schuld . . . relativer Art,“ von einem „Verstoß gegen das Gesetz dieser Stunde“ in Eugenies „Versuch, die Erfüllung zu erzwingen in einer Zeit, zu deren Bestimmung die Unerfüllbarkeit und die Verborgenheit des Wesens gehört (Kunz, 485). Eugenies aus Unbesonnenheit und Unbesorgtheit hervorgehende Verkennung der Lage wird mit tragischer Ironie offenbar, als die Hofmeisterin ihr den Schmuckkasten bringt (2. Akt, 5. Auftritt). Dieser ist ein Symbol für die Verlockung, im Spiel der großen Welt der Politik mitzuwirken. Das Geschenk mit dem glänzenden Schmuck erregt Eugenies Eitelkeit und macht sie, die in tragischer Verblendung von Sorge und Gefahr nichts wissen will, nur umso ungeduldiger, ihre Rolle in der Welt zu spielen. Eugenie läßt das Verbot ihres Vaters, den Schmuck nicht voreilig zu zeigen, unbeachtet. Die Mahnung der Hofmeisterin zu „Mäßigkeit“ und „Beschränktheit“ (V. 1076, 1078) und ihre Warnung, Eugenie werde nun ein „Ziel des Hasses und des Neides“ (V. 1092) werden, schlägt Eugenie in den Wind. Sie kann sich nicht länger mit dem Dasein einer Knospe begnügen, ihre Lebenskraft sucht die Erfüllung der Blüte (V. 1072 ff.). Eugenies Fall aus der Idylle der ungetrübten Jugendzeit in die Sorge-Welt ist nicht mehr aufzuhalten. Das weiß die Hofmeisterin, wenn sie von Eugenies künftigem Schicksal in der von „Sorgendrang“ erfüllten großen Welt spricht (V. 1122 ff.):

Aus stillem Kreise trittst du nun heraus  
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,  
Vielfach geknüpft Netze, Tod vielleicht  
Von meuchelmörderischer Hand erwartet.

Die großangelegte Intrige geht ihren Gang. Der Weltgeistliche, der gleichfalls in die Welt der Sorge und der Politik hineingerissen wurde

(V. 1219 ff.), weil er Ruhm und Wohlleben der oberen Stände dem Dasein im „Paradies beschränkter Freuden“ (V. 1201) vorzog, wiederholt seinerseits die Antithese von Idylle und der unter dem Aspekt der Sorge gesehenen großen Welt, die wir schon bei Eugenie fanden. In dem von Emrich hervorgehobenen Gegensatz von Idylle und blendendem Schmuck der Welt als inneren Schwerpunkten unseres Dramas macht sich wohl auch Schillers Auffassung von dem Verhältnis der Idylle zur Tragödie geltend.<sup>20</sup> Der Weltgeistliche befürchtet den Einbruch des „unvermeidlich Ungeheuren“ (V. 1242) und fragt sorgenvoll: „Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?“ (V. 1262). Seine Rolle besteht darin, den über den vorgeblichen Tod Eugénies untröstlichen Herzog von seinem Kummer abzulenken, ihn für die politischen Machenschaften seiner Hintermänner zu gewinnen. Mit den Worten „Zu süßen Sorgen bleibt nun keine Zeit! / Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!“ (V. 1646 f.) verweist er den Herzog aus dem Bereich des privaten Kummers auf Sorgen und Aufgaben in der Welt der Politik. Vor dieser empfindet der Herzog aber jetzt nur Grauen, denn aus ihr sieht er Gespenster herankommen, die wir wohl als Gespenster der Sorge interpretieren dürfen (V. 1673 ff.). Das Wirkliche droht ihn „mit dichten Massen . . . zu erdrücken“ (V. 1679 f.). Er will sich nun aus dieser beklemmenden Welt der Sorge in das „Idyll“ der weltmüden Entsagung im Kloster flüchten.

Mittlerweile befinden Eugenie und die Hofmeisterin sich auf dem Weg ins Exil. Überall folgt ihnen „streng die Sorge, Schritt vor Schritt“ und „deutet . . . bedenklich in die Weite“ (V. 1730 f.). Der Gerichtsrat, der um Hilfe befragt wird, weist darauf hin, daß auch die Regenten gedrungen handeln, aus „Sorge, Furcht vor größerem Übel“ (V. 1798 f.). In dieses Gewebe von Gewalt, Intrige, Sorge und Furcht will er sich nicht einmischen, sondern bittet die Hofmeisterin, sich aus seiner „Enge reingezognem Kreis“ (V. 1802) zu entfernen. Den Gegensatz zwischen der „Enge reingezognem Kreis“ und der von Furcht und Sorge beherrschten politischen Welt finden wir ähnlich auch in *Hermann und Dorothea*. Des Bürgers hoher „Sicherstand“ (V. 2205) ist noch nicht erschüttert. Auf seiner „Mittelhöhe“ (V. 2009) gedeiht zur Zeit noch ein „hold genügsam“ Glück (V. 1806 f.).

In der Unterredung mit dem Gerichtsrat kommt Eugenie zur Einsicht in den Parteienzwist, der Staat und Gesellschaft unterhöhlt und bedroht. Was sie besorgt und gefürchtet hatte, erkennt sie jetzt als Wirklichkeit. Sie weiß nun, daß sie nur ein Spielball anonymer Mächte war, und sieht, wie der Zwist sie und ihre ganze Welt mit Vernichtung bedroht (V. 1938 ff.):

<sup>20</sup> Wilhelm Emrich, *Die Symbolik von Faust II. Sinn und Vorformen* (Berlin, 1943), S. 234.



Und was mich erst als Furcht und Sorg' umgeben,  
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,  
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Eugenies Schicksal ist von allgemeiner, symptomatischer Bedeutung. Es offenbart die Bedrohtheit des Ganzen.

Ratlos steht Eugenie vor der bangen Wahl zwischen Exil und Heirat unter ihrem Stand, die den Tod für die große Welt bedeuten würde. Noch kann sie sich nicht entschließen, der Höhe zu entsagen, wie es die Hofmeisterin nahelegte (V. 1808). Sie sucht allenthalben nach einem rettenden Ausweg. „Die Angst des Augenblicks, / Die Sorge für die Zukunft“ (V. 2522 f.) treibt Eugenie zur Äbtissin. Diese Sorge betrifft zwar nur ihr eigenes Schicksal, geht aber aus dem politischen Raum hervor. Als Eugenie nirgends Hilfe findet, wendet sie sich an den Mönch wie an ein Orakel. Der Mönch rät ihr, das Heimatland, die „Wildnis frechen Städtelebens“, den „Pfuhl der Selbstigkeit“ zu verlassen und sich zu retten (V. 2771, 2773). Eugenie hört aus diesen ihr Vaterland verdammenden Worten die Sorge und Furcht vor dessen Zukunft heraus. Auf ihre Frage, was er befürchte, malt der Mönch den Untergang der anscheinend festgegründeten, aber untergangsreifen Gesellschaft und Kultur in einer sprachgewaltigen, apokalyptischen Vision. In den Worten, mit denen der Mönch seine Vision einleitet, bekundet sich eine aus dem Miterleben des geschichtlich-politischen Geschehens aufbrechende Angst, die durch keine Vernunft beschwichtigt oder erhellert werden kann (V. 2783 ff.):

Im Dunklen drängt das Künft'ge sich heran,  
Das künftig Nächste selbst erscheint nicht  
Dem offenen Blick der Sinne, des Verstands.

Das in des „Geistes Tiefen“ stets erneuerte „große Bild bei Nacht“ (V. 2796 f.), von dem der Mönch spricht, ist die Vision einer in Trümmer und Schutt zerfallenen Hochkultur (V. 2798-2808). Die Elemente siegen, die „ein tiefgebeugt, vermindert Volk“ (V. 2806) nicht mehr zu bändigen vermag. Das Chaotisch-Elementare, dessen Bändigung sich der greise Faust zur höchsten Aufgabe setzt, — in diesem Wollen, wenn auch nicht in der Art seiner Ausführung, Goethesches Ethos bekundend — bricht über eine zerfallene Kultur wieder herein. Das gilt zunächst im wörtlichen Sinne, ist aber dann auch ein Symbol für den Ausbruch elementar-zerstörerischer Massenkräfte, den Goethe von der Französischen Revolution besorgte.

Zweifellos hat Melitta Gerhard recht, wenn sie in den Worten des Mönchs ein Bekenntnis und „eigenstes inneres Erlebnis Goethes“ findet und dazu Parallelen aus anderen Äußerungen Goethes anführt (*Dr. Vjschr.*, I, 290 und 292 ff.). Und doch ist die Angst und Sorge, die dem Mönch seine apokalyptische Vision eingibt, nicht das letzte Wort. Eugenie, obwohl selbst von Furcht, Angst und Sorge heimgesucht, wehrt

sich dagegen, deren lähmende, schleichende Macht anzuerkennen. Sie setzt der nächtlichen Vision des Mönchs die mutigen, dem Tageslicht verpflichteten Worte entgegen: „Die Nacht entwaffnet erst den Menschen, dann / Bekämpft sie ihn mit nichtigem Gebild“ (V. 2809 f.). Der Mut tritt hier, wie so oft bei Goethe, der Sorge entgegen. Goethes Eugenie kämpft wie Thomas Manns Hans Castorp gegen die Versuchung von Nacht und Tod. Sehr wohl weiß Eugenie: „Diesem Reiche droht ein jäher Umsturz“ (V. 2825 f.). Sie weiß auch den tieferen Grund für die Auflösung des organisch-hierarchischen Gefüges der Gesellschaft (V. 2826 ff.):

Die zum großen Leben  
Gefugten Elemente wollen sich  
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft  
Zu stets erneuter Einigkeit umfassen.  
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes  
Kalt in sich selbst zurück.

Damit bezeichnet sie ihre Zeit als die der Lieblosigkeit, in der das Telos des Ganzen seine Realität und Überzeugungskraft verloren hat und der Nominalismus als Weltdeutung vorherrscht.<sup>21</sup> Weit entfernt jedoch, bei dieser Diagnose in Angst und Sorge zu verharren, nimmt sie die Sorge, ohne ihr wie vorher auszuweichen, nun, ähnlich wie schon Egmont, in sich auf und „verwandelt“ sie. Angesichts der verzweifelten Lage ihres Vaterlandes fragt sie sich: „Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber? / Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?“ (V. 2839 f.). Mutig nimmt sie „der Zukunft Geistesbürden“ (V. 2820) auf sich, d. h. die Sorge für das Vaterland, das ihr jetzt ein „Heiligtum“ ist (V. 2846). Eugenie ist bereit, zunächst ihre Rolle in der großen Welt aufzugeben und sich als „reinen Talisman“ zu bewahren (V. 2853). Der Entschluß zur Heirat unter ihrem Stand und zur tapferen Entsagung ist in ihr gereift. Ihre Aufgabe ist es, in einer Zeit, wo „das Wesen in die Verborgenheit tritt . . . die Erinnerung an das Telos des Ganzen durch die Zeit des Vergessens“ festzuhalten (Kunz, 483). Es gilt, in dieser „Zwischenzeit“ (Kunz) auszuhalten und wie Hyperion die „Mitternacht des Grams“ zu durchdulden. Nicht „Bangigkeit“ treibt Eugenie zur Heirat mit dem Gerichtsrat, sondern, wie sie mit keuscher Zurückhaltung sagt, „ein edleres Gefühl“ (V. 2884 f.), nämlich Fürsorge und Opferbereitschaft.<sup>22</sup> Eugenes Opfer geschieht „in Hoffnung einer

<sup>21</sup> Siehe Kunz, 481 ff. Auch die Worte des Herzogs zum Weltgeistlichen, V. 1533 ff., obwohl auf die vermeintlich tote Tochter bezogen, drücken die gleiche, von Eugenie zur Kennzeichnung einer untergangsreifen Gesellschaft gebrauchte, Goethesche Auffassung von der chaotisch-zerstörerischen Macht der aus einem übergreifenden organischen Gefüge entlassenen Elemente aus. Vgl. dazu das 2. Kapitel bei Staiger.

<sup>22</sup> Der Ausdruck „ein edleres Gefühl“ steht auch in der *Prosa-Iphigenie* (I, 39, 382) für die aus Gewissen und fürsorglicher Gesinnung geborene edle Sorge, von der Iphigenie in der Endfassung (*Iphigenie*, V. 1640) spricht.

künft'gen beglückten Auferstehung" (V. 2913 f.). Wie in der *Pandora* stehen auch hier Hoffnung und Auferstehung der Sorge kontrapunktisch gegenüber. Das positive Prinzip der Fürsorge und Hoffnung überwindet die Welt der Sorge.

Es soll hier nicht übersehen werden, daß Goethes Plan zur Fortsetzung der *Natürlichen Tochter*<sup>23</sup> für Eugenie's Bemühungen letztlich ein tragisches Ende vorsah. Das Politische wäre mit gesteigerter Macht auch in die Welt des Gerichtsrats und den „Sicherstand" (V. 2205) des von ihm repräsentierten Bürgertums eingebrochen. Furcht und Sorge im Hinblick auf die politischen Ereignisse werden im Schema mehrfach erwähnt. In der Fortsetzung des Dramas hätte Goethe wohl auf bestimmte, mit der Revolution verbundene Fragen näher eingehen müssen. Man ist jedoch in der Betonung des Torso-Charakters unseres Dramas oft zu weit gegangen. Grabowsky lehnt die Bezeichnung „Torso" ausdrücklich ab (101). Jockers meint, im Hinblick auf den „sittlich-pädagogischen Gesichtspunkt," den er in Eugenie's freiwilliger Unterwerfung unter das „Ehegesetz des Bürgers" findet, spreche der Torso für sich selbst und für das Ganze, indem er eine positive Lösung der sozialen Frage gebe.<sup>24</sup> Das Drama ist unbeschadet einer geplanten Fortsetzung zu einer Abrundung gekommen, künstlerisch sowohl wie auch in Bezug auf die Lösung der für Goethe durch die Revolution aufgeworfenen Probleme. Das heißt für unsere Fragestellung: die für Goethe und Eugenie aus dem politischen Raum erwachsende Sorge, wird von Eugenie aus fürsorglicher Gesinnung für Land und Volk auf sich genommen und in Fürsorge verwandelt. Eugenie vollzieht die Verwandlung der Sorge in Fürsorge, die Burdach weniger überzeugend für Faust in Anspruch nahm.<sup>25</sup> Die Sorge-Welt der Politik, in die sich Eugenie unschuldig-schuldig verstrickte, wird durch eine Wendung ins Ethische überwunden und mit der zwar unbeweisbaren, aber auch unverfügbaren, letztlich eschatologischen Hoffnung konfrontiert.<sup>26</sup>

Diese Wendung ins Ethische, die oft mit Iphigenie verglichen wurde, obwohl ein Vergleich mit dem *Märchen* und seinem aufs Politisch-Soziale gerichteten Ethos der Selbstüberwindung und Opferbereitschaft näher läge, hat man häufig als Beweis dafür angeführt, daß der *Natürlichen Tochter* jede politische Bedeutung abgehe. Tatsächlich ist unser Drama nach Absicht und ausgeführtem Gehalt politisch zu nennen, wenn man

<sup>23</sup> Einen Rekonstruktionsversuch geben Kettner in dem oben erwähnten Buch und Eduard Castle, „Die natürliche Tochter. Ein Rekonstruktionsversuch des Trauerspiels von Goethe," in *In Goethes Geist. Vorträge und Aufsätze* (Wien-Lpz., 1926).

<sup>24</sup> Ernst Jockers, *Soziale Polarität in Goethes Klassik* (Philadelphia, 1942), S. 46 ff.

<sup>25</sup> Konrad Burdach, „Faust und die Sorge," *Dr. Vjschr.*, I (1923), 60.

<sup>26</sup> Emrich verweist auf den triadischen Rhythmus von Ursprung, Verfremdung und eschatologischer Rettung (178 f., 407, 502), Kunz auf Zusammenhänge mit dem geschichtsphilosophischen Dreistadiengesetz des Joachim de Floris (482 f.).

das Politische nicht auf den Bezug auf konkrete Ereignisse und Ideologien beschränkt. Die von Eugenie und den anderen Personen im Drama empfundene Angst und Sorge, sowie die von ihnen ausgesprochenen Befürchtungen stehen zwar nicht in direktem Zusammenhang mit politischen Ideen, aber erwachsen zum größten Teil aus der Welt der Politik. Sie spiegeln Goethes eigene Verhaltensweise und Gestimmtheit gegenüber dem politischen Geschehen seit der Revolution. In unserem Drama kommt eine der Weisen, in welcher er und andere Menschen das Politische erfahren, zum Ausdruck. Man mag die von Goethe angebotene Lösung der politischen Probleme durch die ethische Besinnung des Individuums auf dessen Platz in der Gesellschaft und auf die Familie als Keimblatt des sozialen Organismus in ihrem praktisch-politischen Wert für seine und unsere Zeit bezweifeln oder verneinen, ebenso wie den von ihm gewiesenen Weg aus der in Sorge und Furcht erlebten Welt der Politik in das reine Ethos der Opferbereitschaft, Liebe und Fürsorge. Aber es kann nicht verneint werden, daß Goethe in diesen von ihm vorgeschlagenen Lösungen einen positiven Beitrag zu den politisch-sozialen Problemen seiner Zeit geben wollte. Goethes „Klassik“ als „Lebenslehre“ (Flitner) geht, wie Bergstraesser, Flitner und Jockers gezeigt haben, auf eine sittliche, religiös fundierte Selbstbesinnung und Neugeburt aus, die von daher das Problem des menschlichen Miteinanders und damit auch der Politik zu lösen versucht.<sup>27</sup> Daher kann Goethe – und die Berechtigung dieses seines Weges steht hier nicht zur Debatte – unbekümmert um Realpolitik und Ideologie, von denen er wenig hielt, als Dichter und religiöser Mensch auf einen symbolischen Akt, auf ein Wunder verweisen, das aus der Sorge-Welt der Politik herausführt zur Neugeburt des inneren Menschen und der Gesellschaft (V. 2854 f.):

Denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,  
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.

<sup>27</sup> Arnold Bergstraesser, *Goethe's Image of Man and Society* (Chicago, 1949); Wilhelm Flitner, *Goethe im Spätwerk* (Hamburg, 1947); Jockers in dem oben angeführten Werk.





## NEWS AND NOTES

### † PAUL F. KOEHNEKE

The Rev. Paul F. Koehneke, for 32 years a teacher of religion and German at Concordia College, Milwaukee, died on February 15, 1956, after a short illness. Dr. Koehneke was born in Chicago, graduated from Concordia Seminary, St. Louis, in 1910, and served as pastor in Canada and Minnesota. He joined the faculty of Concordia College in 1923 and served in recent years as registrar of that institution. He was awarded the honorary degree of doctor of divinity last year by Concordia Seminary, St. Louis.

—J. D. W.

### THE "GEORGE FORESTIER" HOAX

A case reminiscent of Henri Beyle-Stendhal, who wrote under many *noms de plume*, but also of Holz and Schlaf who, exploiting the Scandinavian vogue of the day, published *Papa Hamlet* in 1889 under the name of Bjarne P. Holmsen, has recently come to light in Germany.

Any one following the post-war literary production in Germany has come across the name "George Forestier." In regard to his life, we find in our notes: Born in Alsace 1921; father Frenchman; mother German, studied at Straßburg and Paris. From love of adventure, volunteered in German army at age of twenty; placed in SS as *Volksdeutscher*. Fled from American prisoner of war camp. While in hiding in Marseille under assumed name, apprehended by French police. "Volunteered" for Foreign Legion. Shipped to Indo-China. Wrote *Erzählungen* and a novel. His poems were placed in letters to friends in France and Germany. "Seine letzten Gedichte," according to the editor of the poems, Dr. Friedrich Leucht, "finden sich zwischen Gedichtblättern Gottfried Benns in einer kleinen schmutzigen Kladde." Forestier gave this notebook to a comrade before his outfit was moved again in the fall of 1951. Since then he and his vanguard have been missing.

In 1952, the Eugen Diederichs Verlag published a small volume of poems, *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße* by George Forestier with a brief *Nachwort* by Dr. Friedrich Leucht, giving the "facts" of Forestier's life. In 1954 appeared another collection of poems, *Stark wie der Tod ist die Nacht, ist die Liebe*, with the same Düsseldorf publishing house, a later selection following the first volume.

In the last months of 1955, two Düsseldorf publishers, the Eugen Diederichs Verlag and the Bourg Verlag, revealed that the *verschollene* "George Forestier" was identical with the very much alive Dr. Karl Emerich Krämer of Düsseldorf. Two years ago the Bourg Verlag published Krämer's novel *Im Regen, der über Europa fällt* under the name of "G. Jontza," and one year ago Krämer's "Düsseldorfer Schlüsselroman" *Zwei Frauen* under another *nom de plume*, that of "André Forban."

It seems that Krämer, a former *Hitler-Jugend-Oberbannführer*, had spent some time in a prisoner of war camp at Hersbruck. Upon his discharge he had been forbidden to write for publication. When the first "Forestier" volume of poetry appeared, Krämer was employed by the Diederichs Verlag as "Herstellungsleiter und Mitlektor." It is clear that in the latter capacity, Krämer had no difficulty in foisting his poems upon his employers.

The phenomenally high sale of the small volumes of poetry is undoubtedly due to the "romantic" and exotic life of "George Forestier" and, above all, to his "tragic end," both of which appealed to the German reading public.

But of special interest are the verdicts of the critics in regard to the quality of Krämer-Forestier's lyrics.

One "pre-unmasking" critic begins his review of *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße* [Diethelm Balke in *Bücherei und Bildung*, vol. VII, 1/2 (January-February), 1955] by stating the "fact that literary criticism pro and con is often fired less by the poetic work of the lyricist than by his extraordinary life." And he mentions Schubart, Körner, Leuthold, and Haushofer together with Forestier. But even the kindly disposed interpreter, the critic continues, cannot get around the "sprachliche Nichtgenügen" of the poet Forestier. The claim of the epilogue, "daß es keiner weiteren Aussage bedarf, ihn (Forestier) als Dichter auszuweisen," is not justified. Most of the poems are torsos: touching perhaps, even in their imperfection, on account of the inner veracity of the matter at hand. However, not the matter at hand makes the poet, but rather the word. And the tragic content that touches us while reading these verses lives largely on the basis of the knowledge that no time to mature was left the author. "Moralisierende Schlußverse, verbrauchte Metaphern, fatal verfehlte Pubertätserotik wirken peinlich. In dem oft genannten 'Lied für Europa' steht ein einsam schöner Vers unter schauerlichem Wortgebräu. So ist es bei vielen Gedichten Forestiers."

Another "pre-unmasking" critic, Hans Egon Holthusen, in *Ja und Nein* (Piper Verlag, Munich, 1954), devotes five pages to Forestier, calling him a poetic vagabond and "Bänkelsänger" who "grundsätzlich von der Strenge des dichterischen Berufs kaum etwas weiß . . . ." While he lacks good taste and an understanding of art, he has a sure instinct for (among other things) "die wiederaufgefrischte Zigeuner-Romantik, die seit Lorca im Schwange ist, und für die landläufige Jazz- und Amerika-Romantik, die für die junge Generation etwa dasselbe ist, was der Puszta- und Czardas-Zauber für unsere Väter war." Holthusen considers with apprehension the fact that "ein angesehener deutscher Schriftsteller den jungen Autor als einen 'deutschen Rimbaud' bezeichnet hat, und daß dieser Unsinn von zahlreichen Rezensenten nachgeschwatzt worden ist."

Helmut Braem ends his short contribution [titled 1945-1953] to the volume *Deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert* (Gestalten und Strukturen; dreiundzwanzig Darstellungen; edited by Hermann Friedmann and Otto Mann; Rothe Verlag, Heidelberg, 1955) with this florid

sentence [the last sentence of the book, p. 450]: "Forestier, der eine planetarische Welt in sich vereinte, der das Alter des Abendlandes schwer auf seinen Schultern lasten fühlte und dennoch nicht verzweifelte, weil er es liebte — er hätte wie Wolfgang Borchert ausrufen können: Wir sind eine Generation ohne Abschied, aber wir wissen, daß alle Ankunft uns gehört."

Hermann Waßner [*Bücherei und Bildung*, Vol. VII, 12 (December), 1955] introduces his review of *Stark wie der Tod ist die Nacht, ist die Liebe* with the remark that he has just learned of the fictitious existence of the "young lyricist George Forestier" whose Indo-Chinese Foreign Legion fate had been an armchair invention. When he [Waßner] wrote his review, he was ignorant of Forestier's non-existence. He would consider it unfair if he now changed the text of his review: after all, the poems should be the basis of the discussion, not the obtainable biographical data. Therefore, the critic could not claim "daß nun freilich alles ganz anders aussähe." He was asking the editors of the journal to print his review unchanged.

Waßner begins his "pre-unmasking" review by quoting Forestier's lines:

Vagabund, Zigeuner, Tramp  
treib ich in den Vogelschwärmen,  
Güterzügen, Knochensammlern  
von New York bis San Francisco . . .

and by saying that these verses gave a better hint of the young lyricist's type of themes than the "irrlichternde Abgründigkeit der Verszeilen" from which the title of the new volume had been taken ["*Stark wie der Tod ist die Nacht, ist die Liebe*"]. Waßner's evaluation of the second volume does not differ essentially from the criticisms of the first volume discussed above. Poems that might be called masterful are seldom encountered. "Im Erotischen geht es mitunter ein bißchen hoch her, und man hätte gerne einige Dirnen zugunsten größerer Zucht in der Gestaltung entbehrt." Yet, according to Waßner, one reads the little volume with feelings of sympathy. Fresh air blows out of them. "Forestier singt sich selbst, und meist ist, was er zu sagen hat, naiv und stark. Weltverachtung, moderne Wollust am grimmigen Zerfetzen von Illusionen, daneben Romantikersehnsucht, bis hart an den Rand einer völlig unmodernen Bereitschaft zur Rührung vorangetrieben: das alles spricht sich hier aus."

It is obvious that the hoaxed German critics will approach possible future publications by Krämer-Forestier-Jontza-Forban with a bad taste in their mouths and that no "feelings of sympathy" will be noticeable in their reviews. We find ourselves in full sympathy with the expressions of wrath and indignation by Karl Ude, "Chefredakteur" of *Welt und Wort*, now the oldest of the post-war literary periodicals in Germany. Under "Die kleine Notiz" in the November, 1955, issue (Vol. X, 11, p. 383) Ude says tersely: "Der Wahl eines fremdländisch klingenden Pseudonyms in einer Zeit, in der ausländische Literatur hierzulande bevorzugt wird, und erst recht der Erfindung eines rührenden Pseudo-Schicksals verdankt der spekulative Autor immerhin, daß sein erstes Buch

die für Lyrik geradezu sensationelle Auflagenhöhe von 18 000 Exemplaren erreicht hat. Der Pressewirbel um die Entlarvung des Pseudonyms hat Herrn Krämer neuerdings mehr 'publicity' (um die es ihm offenbar geht!) eingebracht, als er je mit einem Versbuch unter seinem bürgerlichen Namen hätte erringen können. Sollen wir an dieser Stelle diese begehrte 'publicity' durch ausgedehnte Polemiken noch vermehren? Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß die 'Welt und Wort'-Besprechung von Forestiers Gedichten bereits 1952, S. 427 die erst jetzt vom Verfasser zugegebene Abhängigkeit von Garcia Lorca nachgewiesen hat, und daß solche unfaire Literatur-Krämerei, wie sie uns im Falle Forestier vorerzählt wurde, dem Ansehen und der Würde unseres literarischen Lebens höchst abträglich ist – auch dann, wenn man das eine oder andere Gedicht Krämers als geglückt gelten läßt."

University of North Carolina.

—F. E. Coenen

### A COMMENT ON "DIE BEIDEN ZETTEL KAFKAS"

In his interesting article "Die beiden Zettel Kafkas," published in a recent number of your journal (XLVII, 7) Mr. Meno Spann discussed the date of composition of *Forschungen eines Hundes*, *Ein Hungerkünstler* and *Der Bau*. May I draw your attention to one relevant fact which Mr. Spann did not mention? On the 9th February, 1915, Kafka made the following entry in his diary (of which I shall quote the relevant first two paragraphs):

9. Februar. Gestern und heute ein wenig geschrieben.  
Hundegeschichte.

Jetzt den Anfang gelesen. Es ist häßlich und verursacht Kopfschmerzen. Es ist trotz aller Wahrheit böse, pedantisch, mechanisch, auf einer Sandbank ein noch atmender Fisch. Ich schreibe "Bouvard und Pécuchet" sehr frühzeitig. Wenn sich die beiden Elemente – am ausgeprägtesten im "Heizer" und in der "Strafkolonie" – nicht vereinigen, bin ich am Ende. Ist aber für diese Vereinigung Aussicht vorhanden? (*Tagebücher*, Frankfurt / Main, 1951, pp. 462-3)

Max Brod has commented on this diary-entry in his biography, but not in his edition of the *Tagebücher* or of *Beschreibung eines Kampfes*, which contains *Forschungen eines Hundes*. He writes:

Im Februar schrieb er die "Hundegeschichte" (vielleicht "Forschungen eines Hundes"? Dann wäre sie allerdings durchaus nicht seine letzte Erzählung, wie ich bisher annahm). Über dieses Werk urteilt er im Tagebuch sehr hart. (Max Brod, *Franz Kafka, eine Biographie*, third edition, Frankfurt, 1954, p. 188)

Dr. Brod then quotes the diary-entry as found above, but he does not break it up into two paragraphs.

Whether Dr. Brod is right in believing that the second paragraph refers to the first cannot be definitively established without seeing the manuscript, though it appears likely that it does. As Dr. Brod suggests, it is doubtful whether the word *Hundegeschichte* refers to the *Forschungen eines Hundes*. It might also refer to the short fragment which Mr. Spann has called the *Hundefragment* (*Hochzeitsvorbereitungen auf*



*dem Lande*, Frankfurt / Main, 1953, pp. 391-3), or it might refer to another *Hundegeschichte* which is no longer extant. (It is possible that the manuscripts of *Hundefragment* and *Forschungen eines Hundes* are found in the same *Quartheft*, but Dr. Brod has been rather economical in his editorial comments on the manuscripts.)

If the first two paragraphs of the diary-entry of 9th February, 1915, belong together intrinsically, it can, on grounds of internal evidence, be argued that Kafka was referring to *Forschungen eines Hundes*; for this tale can be interpreted to be an attempt to blend two distinct elements of Kafka's writing, the element of hope and the element of despair. It can also be held that the former prevails in *Amerika (Der Heizer)* and that the latter determines the mood of *In der Strafkolonie*.

All this, however, cannot be proved. What clearly emerges is how little we know about the dates of composition of Kafka's work and of his mode of writing. Unless further access is granted to his manuscripts the answers to these problems are likely to remain as elusive as the castle was for K.

Queen Mary College  
University of London.

—H. S. Reiss

### SUMMER WORKSHOPS — 1956

#### University of Wisconsin: June 18 — July 20

A four-week Curriculum Workshop for Modern Languages in Elementary and Secondary Schools is sponsored by the departments of French, German, Spanish, and Education, in cooperation with the State Department of Public Instruction. Opportunity will be offered to work with colleagues in modern languages and other areas on common problems: development of courses of study on the elementary and secondary levels, examination of recent textbooks and teaching materials, analysis of available audio-visual aids and their use, preparation of teaching materials, observation and practice teaching in elementary classes of the University Laboratory School. Teachers of foreign languages will be expected to attend a non-credit refresher course in the language they are teaching. For further information apply to Miss Laura Johnson, Wisconsin High School, Madison 6, Wisconsin.

#### Purdue University: June 18-29

This fifth annual Workshop in Audio-Visual Techniques will provide a full-time program for two weeks, yielding two credits (equivalent to a regular eight-week course) in the Graduate School. It is offered jointly by the Department of Modern Languages, the Department of Education, and Radio Station WBAA, "the voice of Purdue." Sessions will be held four hours daily, Monday through Friday, with laboratories open for additional use optionally. Enrollment will be strictly limited to twenty-five. Inclusive fee: \$35.00. For further information apply to Dr. Earle S. Randall, Department of Modern Languages, Purdue University, Lafayette, Indiana.

### Personalia: Corrections and Additions

*University of Pennsylvania:* The title of Theodore Lowe's dissertation should read: "The Concept of Love and Marriage in the Works of Theodor Fontane" (Klarmann).

*Swarthmore College:* Promoted to Associate Professor: Hilde D. Cohn.

*Ohio University, Athens, Ohio:* Emeritus: John A. Hess, Ph.D. Visiting Lecturer: Walter A. Naumann, Ph.D.

## BOOK REVIEWS

**Herder. His Life and Thought.**

By Robert T. Clark, Jr. Berkeley: University of California Press, 1955. 501 pp., \$6.50.

The interest of the world behind the iron curtain in Herder was reaffirmed by the reprinting in 1954 of Rudolf Haym's two-volume Herder biography (Aufbau Verlag, Berlin). Only minor technical changes were made and painstakingly accounted for in the preface. In the 105-page Introduction, however, the editor, Wolfgang Harich, labored mightily to set forth the extent to which enlightened Marxist research might still avail itself of the better scholarship of the "bourgeois liberal" era; to discuss at length Haym's life, political ideology, and philosophical development; to criticize as well as defend the Herder biography and Herder himself; and finally to entrust both Haym and Herder to what he hopes will be a reader with "healthy materialist views."

The western world has been fortunate in not having to content itself with reissuing "bourgeois-liberal" scholarship prefaced by party-line tortuosities. Alexander Gillies' excellent, concise, and very readable Herder biography appeared in England in 1945 and in German translation in 1949. Robert T. Clark's impressive volume, occupying approximately thrice the space of Gillies but only slightly more than a fourth as much as Haym, is a major American contribution to Herder studies. It is also a major achievement of American scholarship as such.

Clark's book aims to offer the English-speaking reader an account of Herder's life and thought and to all readers the more important results of Herder scholarship in the past fifty years. Having devoted more than two decades to the study of Herder, Clark speaks with authority.

While he acknowledges his debt to Haym's patient and careful scholarship, Clark claims that Haym, and after him Kühnemann, were too thoroughgoing Kantians to do justice to the intrinsic value of Herder's thought and that Haym overrated the importance of Hamann for Herder. It is Clark's conviction that Herder was throughout his life closer to the Enlightenment than Haym and Kühnemann were willing to concede. Insofar as Gillies accepted Haym's philosophical position and conclusions, Clark finds himself obliged to differ also with Gillies.

Clark makes a strong case for his contentions. His documentation

is detailed, close-knit, and thorough. In discussing Herder's development and in analyzing his works against the intellectual background of his era, from his alliance with the Nicolai circle to the campaign against Kant, Clark treats his protagonist with insight and sympathy, aware of his inconsistencies and shortcomings, yet keenly conscious of his greatness, universality, and importance in European intellectual history.

In the confused eighteenth century battle over aesthetics, Herder appears from the outset as the determined opponent of the traditional faculty psychology. Soon emerging as the champion of the uniqueness of the individual and as the founder of the concept of historical relativism, his tolerance of all national cultures lends impetus to his struggle to destroy "the caste system in eighteenth century philosophic anthropology." In tracing the course of Herder's controversy with and later campaign against Kant, Clark takes careful account not only of the intrinsic merits of Herder's relativist position as against the postulates of Kant, but also of the complex role played by personal and partisan elements in German intellectual life toward the end of the eighteenth century. Equally competent is Clark's exposition of the intricate factors leading to Herder's estrangement from Goethe. Goethe's alliance with Schiller and their common emphasis on Greek culture and the autonomy of art collided with Herder's historical relativism as well as with his growing interest in social and political progress. Reversing himself and falling back on the philosophical tenets of the Enlightenment, Herder is shut out from the Weimar Classicism he had helped to found.

One will readily agree with Clark that the impact of Herder's thought upon Western Europe as well as upon the Slavic world was indeed enormous and that it might have been greater still had the fourth part of the *Kritische Wälder*, the *Journal meiner Reise*, the rejected drafts of the *Ideen*, and the first draft of the *Briefe zur Beförderung der Humanität* been published at the time of their composition. And it is gratifying that Clark defends Herder vigorously against the unwarranted and often deliberate perversion of his ideas by political ideologies of the right and the left.

One regrets several aspects of external organization of the material in Clark's book. The thirteen chapter headings offer but the most general outline of Herder's development. Since the subheadings under each chapter do not appear in the table of contents and since, in their very modest italics, they do not stand out within the closely printed text, many of Clark's best observations and insights are fairly buried in the detail-packed volume. There are excellent comments on Herder's anticipation of modern developments in aesthetics, in educational and political reform; on Herder's humanizing of theology and on the prophetic intuitions in his philosophy of history; and on the proximity of Herder's thought to that of Leibniz. In reading the book through, one does not anticipate that it will not be easy to find them quickly a second time. Since the index lists virtually all adduced titles in the original language under the respective authors, the reference to Herder's works exclusively in Englished titles seems a concession to the English-speaking reader for which he may or may not be grateful. It appears unlikely that anyone seeking an introduction to Herder by way of so scholarly

a treatise as Clark's would need to have the titles translated for him. He would surely have been pleased, however, had Clark provided even an abbreviated chronological list of Herder's works, instead of being referred to Suphan.

Details such as the foregoing are minor inconveniences that one regrets primarily as handicaps to readier use of Clark's book as a reference work. His main task, the demonstration of Herder's importance beyond his immediate influence on German literature has been fully accomplished. Martin Schütze's pioneer work in this direction (in *Modern Philology*, 1920-24) is duly recalled.

Indiana University.

—H. J. Meessen

**Rainer Maria Rilke — Katharina Kippenberg. Briefwechsel.**

*Herausgegeben von Bettina von Bomhard. Wiesbaden: Insel-Verlag, 1954. 728 Seiten. Preis: DM 24.—.*

In the preface to the first edition of the *Briefe an seinen Verleger*, published in 1934, the editors pointed out that the collection of Rilke's letters to Anton Kippenberg could hardly be considered complete until it was supplemented by his letters to Katharina Kippenberg, the "Herrin" of the Insel-Verlag during the war years. They hesitated, however, to break up the correspondence, as would have been necessary at that time, by presenting a selection of the letters. This was one of the more fortunate decisions of the Ruth Sieber-Rilke and Karl Sieber editing team, for the *Briefwechsel, Rilke — Katharina Kippenberg*, now published in its entirety, deserves a place in Rilke literature beside the *Briefwechsel, Rilke — Maria von Thurn und Taxis*, published in 1951, and *Briefwechsel, Rilke — Lou Andreas-Salomé*, published in 1952.

The *Briefwechsel, Rilke — Katharina Kippenberg* records the progress of a relationship which lasted for seventeen years, beginning in 1910 with Rilke's stay in the Kippenbergs' house, where he dictated the *Malte Laurids Brigge* in January of that year, and terminating with his death in 1926. Of the 139 Rilke letters included in this volume, only four have been previously published. Sixty-five of the collection were written during the four year period from 1915 to 1919 which was, perhaps, as Rilke thought, a barren stretch in his progression as a poet, but which also was, as is well known, not entirely unproductive. These letters are in general not marked by the complaints, depressions, and despair of many of his letters during his "time of drouth." He displays a remarkably active interest in the literary and political problems of the day, reports that he reads several newspapers a day, and is thoroughly caught up and involved in the issues of the war and the possibilities of peace.

It was during this time that Katharina Kippenberg was the actual head of the Insel-Verlag, and she is revealed in her correspondence with Rilke, not only as an intelligent and sensitive woman but as a tough-minded, practical, and efficient director of a publishing house, struggling to maintain its liberal principles. From February of 1917 Rilke was, for some time, considered literary consultant of the Insel-Verlag, and during this period his letters are mainly concerned with a discussion of



manuscripts and books under consideration. His approach to his task is a characteristically personal one, and he seeks in the work he reads what he always sought in both German and foreign literatures — meaning and significance within the framework of his own constant preoccupation with the problems of modern man. He rejects work that seems to him too contrived, too consciously an exercise in techniques, and defends that in which he feels the compulsion of the writer, the "sincerity," what he called at another time the inevitable necessity to create. Occasionally he is capable of defending his selections with such conviction that, as in the case of the poetry of Alexander Lernet-Holenia, the book is published by the Insel-Verlag after it had originally been rejected by Katharina Kippenberg.

The *Briefwechsel, Rilke* — Katharina Kippenberg is edited by Bettina von Bomhard, the younger of Anton Kippenberg's two daughters, and on the whole the job is excellent. The correspondence is supplemented by extensive appendices of helpful notes, an index of names, and an index of Rilke's works mentioned in the letters. It is to be regretted that she was admittedly influenced by a desire to comply with her father's proposed policy of eliminating discussions of too personal a nature, and other omissions are sometimes made without editorial explanation.

Presumably this is the last of the unpublished Rilke correspondences covering more than a decade, for many of the von der Heydt letters, mentioned in 1934 as among the longer correspondences, have been published in other collections, as have the letters to Clara Rilke and to Rilke's mother.

University of Massachusetts.

—Adolf E. Schroeder

G. W. Fr. Hegel, *Recht-Staat-Geschichte. Eine Auswahl aus seinen Werken. Herausgegeben und erläutert von Friedrich Bülow. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1955. 514 Seiten. Preis: DM 9.80.*

Es mag in der Geschichte des Geisteslebens größere Meister des Gedankens gegeben haben — einen genialeren Systematiker als den Philosophen Hegel wird man kaum nachweisen können. Im Gegensatz zu denjenigen Philosophen, die ihr System wesentlich auf mathematisch-naturwissenschaftliche Erkenntnisse aufbauten, hat Hegel seine Lehre auf der breiten Grundlage von Erfahrungen über die geschichtliche, politische und soziale Welt errichtet. Das hatte zur Folge, daß seine Philosophie auf die Wissenschaften und besonders die Geisteswissenschaften, auf das politische Denken, die politischen Parteien und mittelbar auch auf die praktische Politik und das Leben selbst bis zur unmittelbaren Gegenwart hin einen tiefgreifenden und nachhaltigen, einen heilsamen wie aber auch verhängnisvollen Einfluß ausgeübt hat. Jede Staatsform vom Absolutismus um die Wende des 18. Jahrhunderts, dem Liberalismus, der Demokratie, dem Sozialismus bis zum Kommunismus unserer Zeit hat Hegel für sich in Anspruch genommen und seine Lehre von Recht und Staat in ihrem Sinne und ihrem Zweck entsprechend ausgelegt. Die um 1900 mit Kuno Fischers „Hegels Leben, Werke und Lehre“ und Wilhelm Diltheys „Jugendgeschichte Hegels“ einsetzende „Hegel-Renaissance“ hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, und auch dieser

hier vorliegende Band sieht seine Hauptaufgabe darin, das Verständnis für Hegel zu erschließen und dem Freunde und Studenten der Geschichte, der Staatswissenschaften, der Rechtswissenschaft, der Volkswissenschaft, der Literaturwissenschaft ein Werk in die Hand zu geben, wo er sich nach kurzem Studium in die Vielschichtigkeit und den kunstvollen Gliederbau eines der gewaltigsten Gedankengebäude der abendländischen Kultur einlesen kann. Vorangestellt ist ein 71 Druckseiten langes Kapitel „Hegels Leben und Lehre,“ in welchem der Hauptton auf „Lehre“ gelegt ist, und wo der Verfasser die Entfaltung des Hegelschen Systems in seiner zeitlichen Entwicklung von seiner Tübinger Zeit, Berner und Frankfurter Zeit bis zur Jenaer, Nürnberger und Berliner Zeit aufweist und so das Werden und Wachsen seiner Philosophie zum Leitfaden der Einführung in das vollendete System erhebt. Dieser Einleitung folgen Kapitel aus Hegels Werken, aus „Phänomenologie des Geistes,“ 81 Seiten; aus „Wissenschaft der Logik,“ 50 Seiten; aus „Philosophie des Rechts,“ 90 Seiten, [die Paragraphen 260 bis 340 über „der Staat ist souverän“ sind nicht mit aufgenommen worden]; aus „Philosophie der Weltgeschichte,“ 83 Seiten; aus „Der absolute Geist,“ 54 Seiten. Hinzugefügt sind kleinere Arbeiten aus Hegels Tübinger, Frankfurter und Jenaer Zeit und Hegels Anrede an seine Zuhörer bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Berlin vom 22. Oktober 1818. Das Buch schließt mit dem Aufsatz „Hotho über Hegel“ von 1835, einer Hegel-Literatur und einem Register. Jedem hier abgedruckten Abschnitte aus Hegels Werken ist vom Verfasser eine bis zu zehn Druckseiten lange in Kleindruck gesetzte Einleitung vorangesetzt, [zur „Philosophie des Rechts“ beläuft sich die Einleitung mit sehr wertvollen Erläuterungen auf 37 Seiten], die den Leser in den Gedankengang des betreffenden Werkes einführt und zum Verständnis der an und für sich oft sehr schwierigen Gedankengänge beiträgt. Das Buch ist als ein wertvoller Beitrag und Schulbuch zur Hegel-Literatur zu betrachten, das besonders Studenten der Geisteswissenschaften empfohlen werden kann, die sich in das Hegelsche System einlesen wollen und nicht die Zeit aufbringen können zu umfassenderen Werken über Hegel zu greifen, wie zu den Büchern von Hermann Glockner, Theodor Haering, Justus Schwarz oder Johannes Hoffmeister.

*University of Wisconsin.*

—R. O. Röseler

## Table of Contents

**Volume XLVIII**

**March, 1956**

**Number 3**

Das Problem der Märchen-Novelle dargestellt an Adelbert von Chamisso's "Peter Schlemihls wunderbare Erzählung" / Benno von Wiese .....	113
The Deification of Gottfried Keller / Victor J. Lemke .....	119
Sealsfield's Unrealistic Mexico / Norman L. Wiley .....	127
Das Politische als Bereich der Sorge in Goethes Drama „Die natürliche Tochter“ / Heinz Moenkemeyer .....	137
News and Notes .....	149
Book Reviews .....	154

### FOR SCIENCE STUDENTS



The titles below are designed to meet the special needs of undergraduate and graduate students who wish to acquire a practical knowledge of scientific and technical German. Van de Luyster and Curts present grammar concisely. A scientific vocabulary is stressed throughout. The *Visible Vocabulary Series* builds word knowledge and develops reading ability in a minimum of time.

### German Grammar for Science Students

VAN DE LUYSER and CURTS

### Heath Visible Vocabulary German Series SCIENCE TITLES

Flechtner: *Die Elemente*; Horn: *Der menschliche Körper*; Von Baravalle: *Physik*; Zipfel: *Bakterien und ansteckende Krankheiten*.

***D. C. Heath and Company***

Home Office: Boston 16

Sales Offices: Englewood, N. J. Chicago 16 San Francisco 5 Atlanta 3 Dallas 1

---

# MIDDLEBURY

## DEUTSCHE SCHULE

WERNER NEUSE

GERHARD STORZ

WILLY BLOCH

ELSE FLEISSNER

HERBERT LEDERER

HAROLD LENZ

KARL-HEINZ PLANITZ

JOACHIM SEYPPPEL

Vom 29. Juni

bis zum

16. August

1956



KOMMEN SIE NACH MIDDLEBURY UND BESUCHEN SIE  
DIE SCHULE, DIE DIE SPRACHSCHULEN DES COLLEGE  
BEGRÜNDET UND IHREN RUF MITVERBREITET HAT

Verlangen sie den Gesamtkatalog der Sprachschulen

von

THE LANGUAGE SCHOOLS OFFICE

MIDDLEBURY COLLEGE



MIDDLEBURY 26. VERMONT

---

Erich Beidl

WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN VOLKSKUNDE

2., neubearb. Aufl., Stuttgart, 1955.

40 Abb. 19 Kart. 929 S. Ln. DM 17.50

Gero v. Wilpert

SACHWÖRTERBUCH DER LITERATUR

Stuttgart, 1955. 688 S. Ln. DM 15.—

ABRISS DER DEUTSCHEN LITERATURGESCHICHTE IN  
TABELLEN

Nach dem Tabellenwerk von Schmitt-Fricke.

Bearb. v. Heinr. Seufert.

Bonn, 1955. 176 S. Brosch. DM 6.80

Zu beziehen durch die



*Buch- und Zeitschriften-Union m.b.H.*

H A M B U R G 1 • P O S T F A C H 9 9 7

Wir liefern alle deutschen Bücher und Zeitschriften.

Bitte, fordern Sie unsere direkten Angebote an.

---